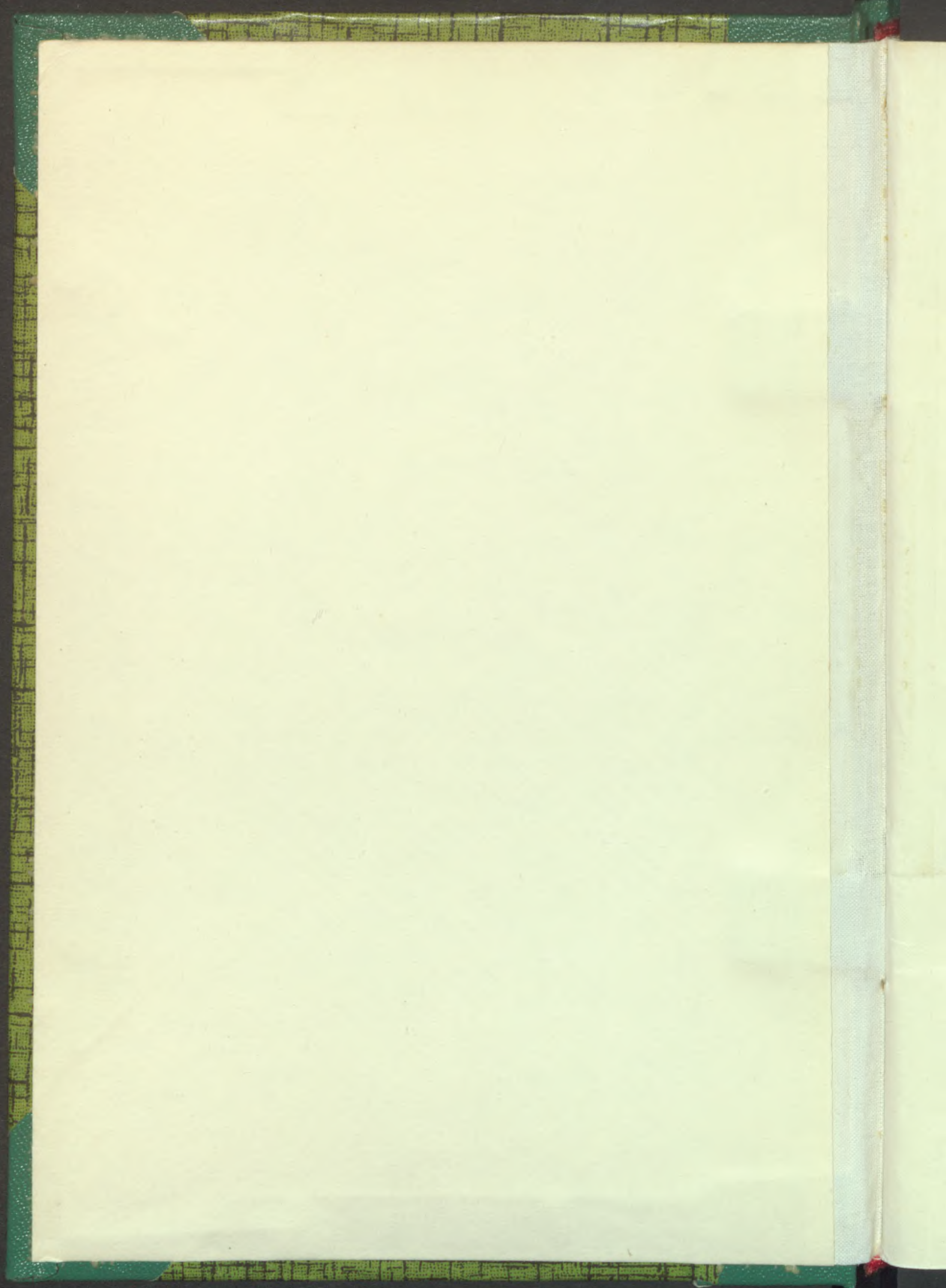
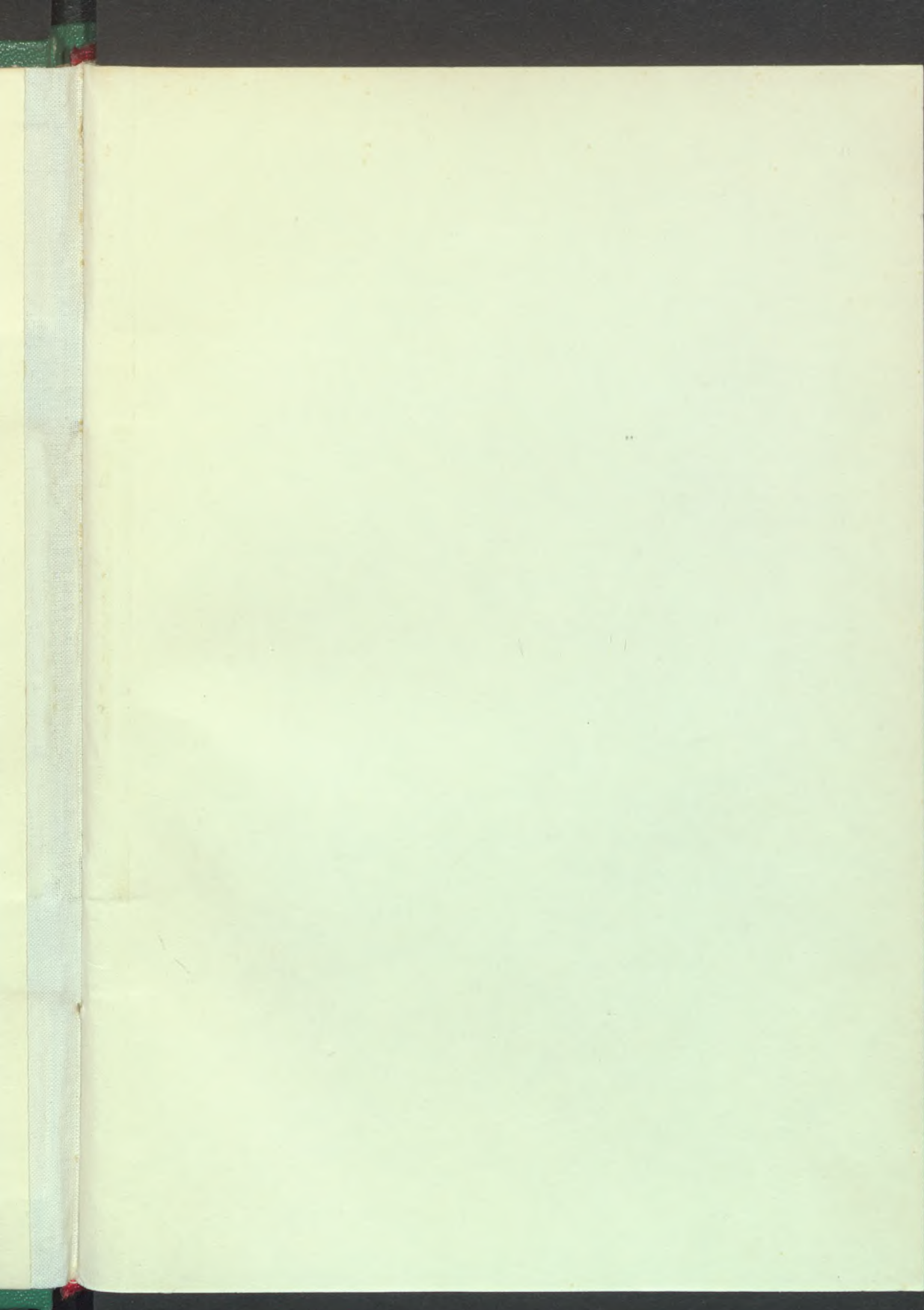
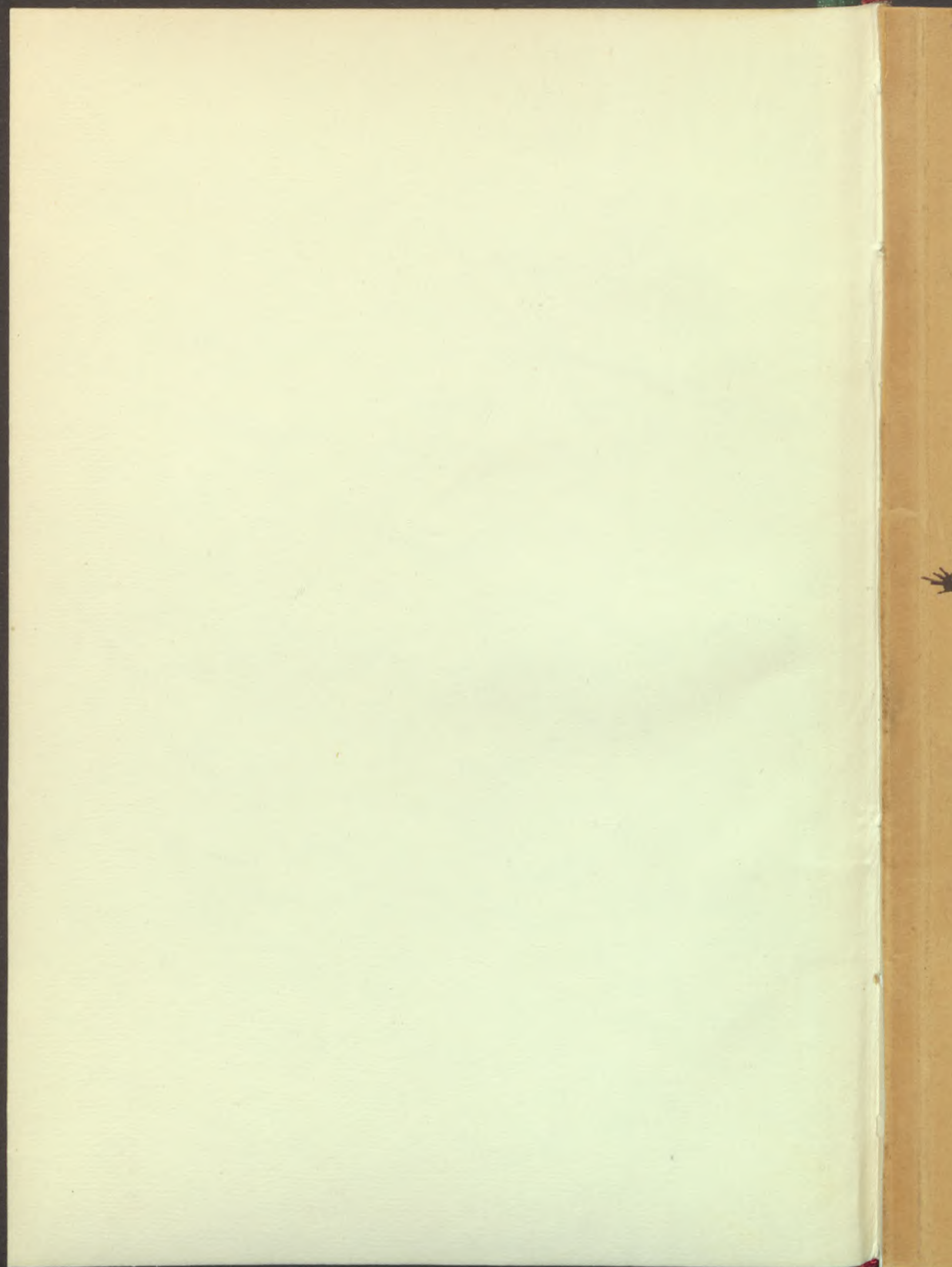


134.837













AUGUST VON SPIESS

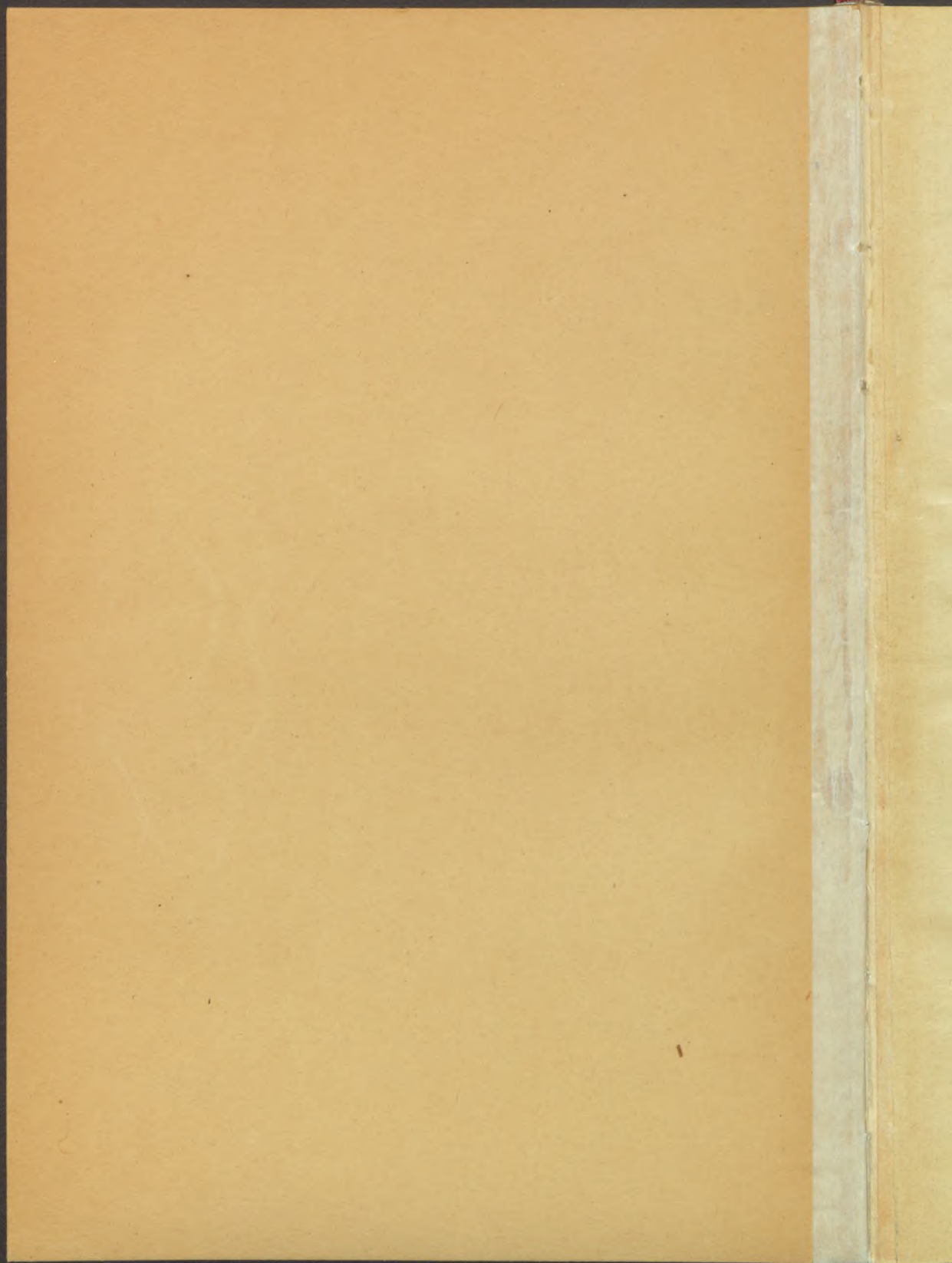
---

# Die Wildkammern des Retezatmassivs

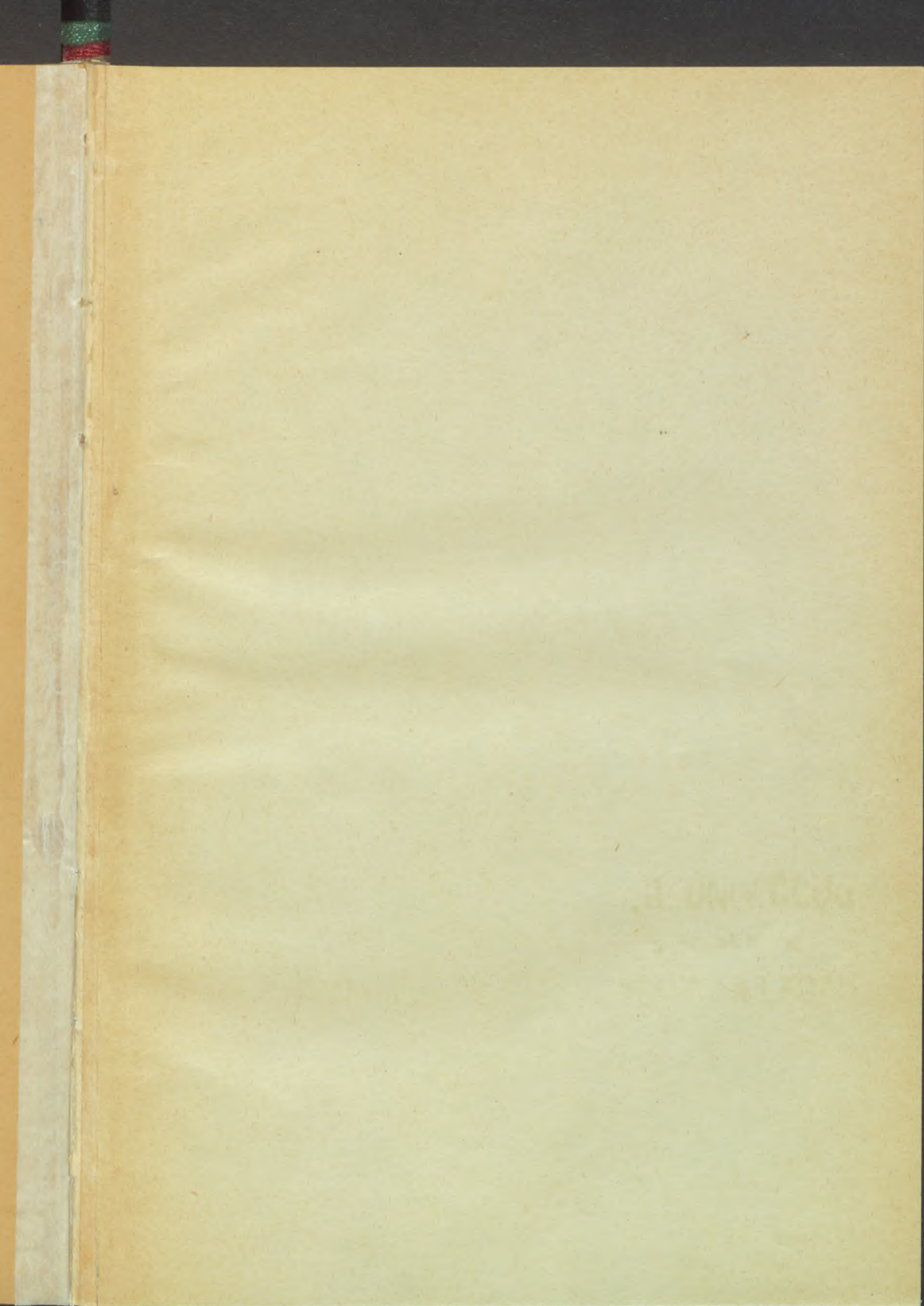
---

Atadva O. Sz. K. nek  
325.568.1940 IV. számú  
W. K. M. rend. alapján.

KRAFFT & DROTTLEFF A. G. HERMANNSTADT







UNIVERSITY OF CALIFORNIA

LIBRARY

BERKELEY, CALIF.



Die Wildkammern  
des Retezatmassivs als königliches  
Gemsgehege

sein Tier- und Vogelleben, seine  
Geschichte und Jagd

Mit 14 Abbildungen

Von Hofjagddirektor Oberst August von Spiess

BIBL. UNIV. CLUJ

VERBODEN

2659-V.80. X. 1938



EXEMPLAR LEGAL

1 9 3 3

Druck und Verlag von Krafft & Drotleff A. G. Hermannstadt

134837

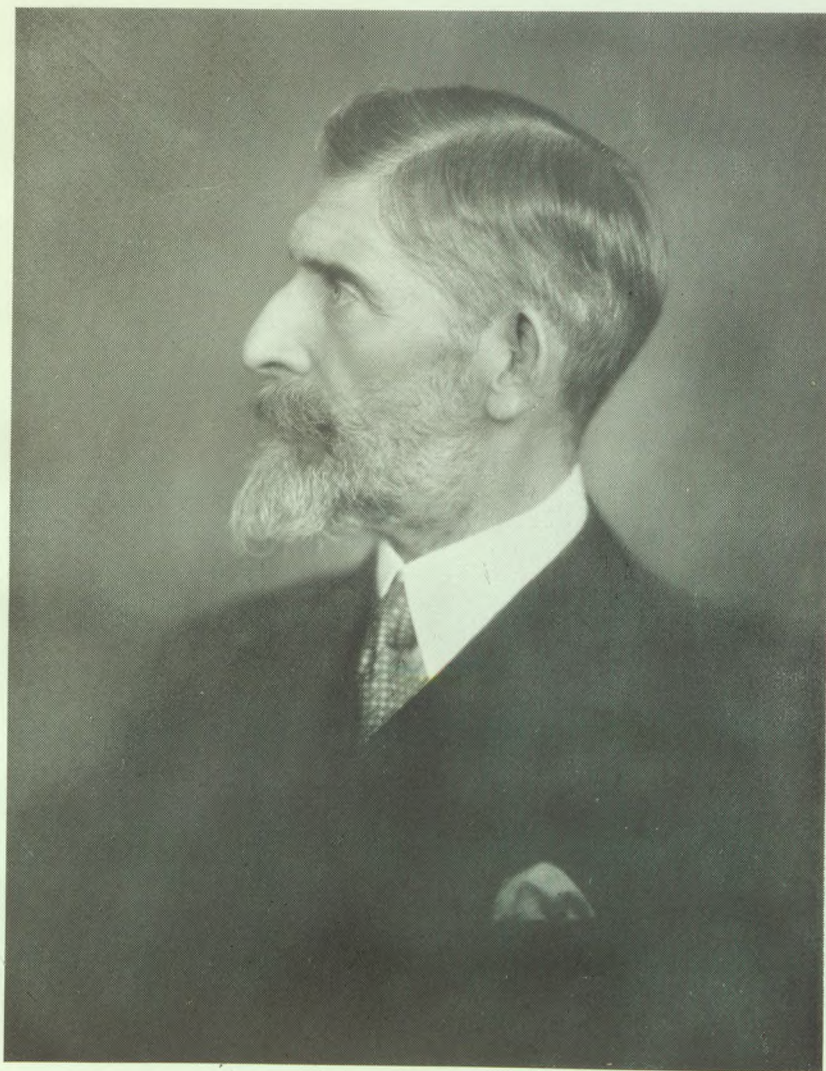


ORSZ. SZÉCHENYI-KÖNYVTÁR  
Növekedéskönyv  
1943. év. 4312 sz.





Das letzte Bild S. M. des Königs Ferdinand von Rumänien



Colonel Spiess 1929  
Unseren lieben  
König Ferdinand.

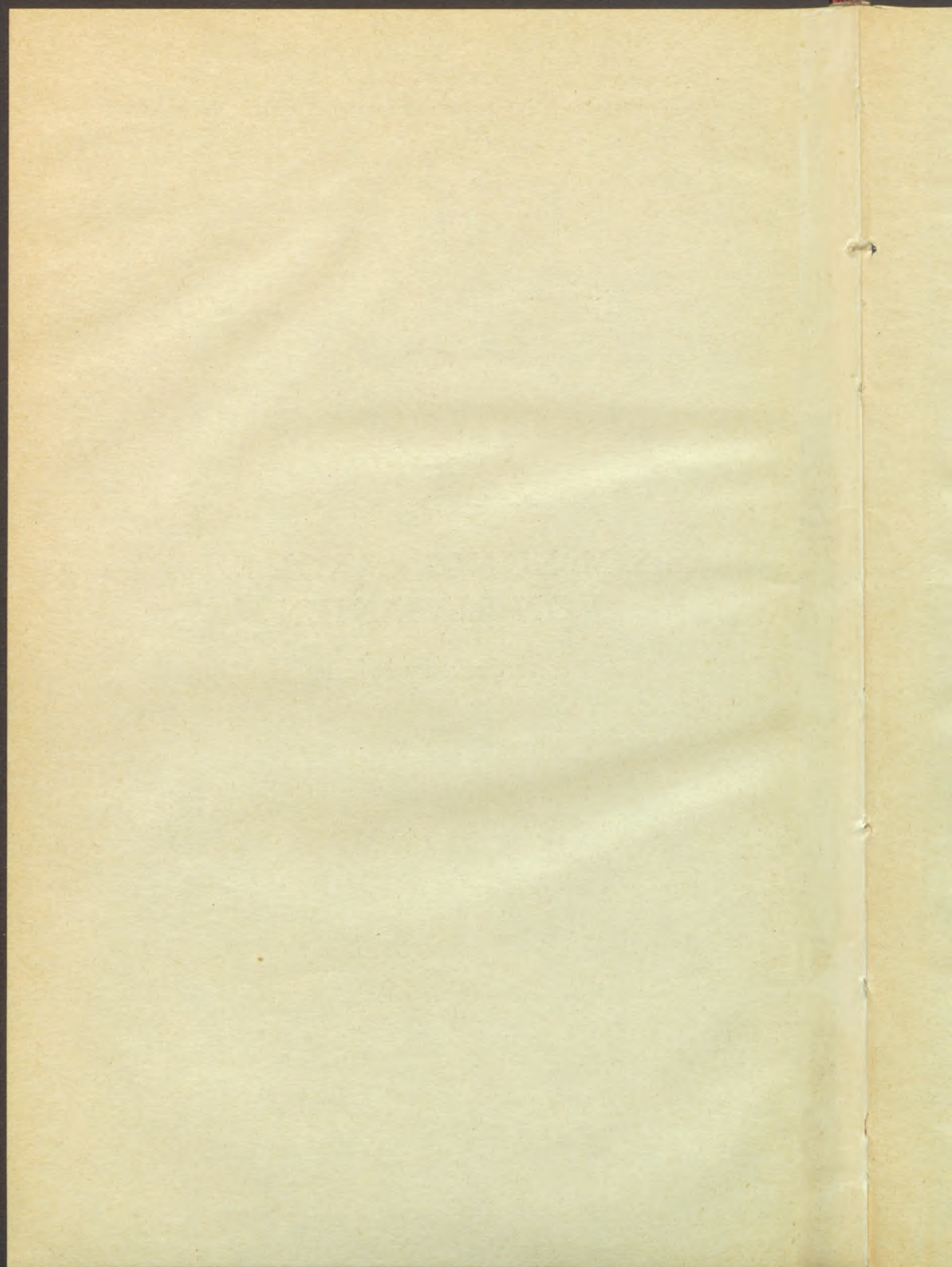
Paris.





Dem  
erlauchten Jagdherrn  
S. M. KÖNIG CAROL II.  
VON RUMÄNIEN

ehrfurchtsvoll gewidmet





---

## Die Wildkammern des Retezatmassivs als königliches Gemsgehege, sein Tier und Vogelleben, seine Geschichte und Jagd

Wer, von Simeria-Piski kommend, Subcetate-Örváralja erreicht und bis dahin die westlich und östlich dieser Fahrt gelegenen grünen Fluren und Felder, die bunten Auen des in raschem Laufe dahinschießenden Strellflusses und die bewaldeten Hänge des westlich gelegenen Grădişter-Várhelyer Gebirges mit seinen an den Ostlehnen leuchtenden Häuserinseln und dem reizenden, blendend weiß zu Tale grüßenden Kirchlein von Kőboldogfalva-Sft. Maria dela Piatra bewundert hat, wird hier nach Passierung des Orljafelsens, sei es, daß er gegen Petrosény oder Haţeg weiter fährt, plötzlich durch ein im Süden gelegenes, mächtiges, aus der Haţeger Ebene fast unmittelbar aufsteigendes Gebirgsmassiv fasziniert.

Es ist dies der mächtige Retezatkamm, einer der gewaltigsten Gebirgszüge des an Naturschönheiten so reichen Großrumäniens. Eine dräuende Felsbastion, die in einer Länge von ungefähr 50 km von West nach Ost streichend und mit ihrer südlich vorgelagerten, viel niedrigeren Parallelkette jenseits des rumänischen Schiel(Jiul-)flusses die alte Grenze zwischen Rumänien und Ungarn bildete.

Wie der Stachelkamm eines vorsintflutlichen Ungeheuers, eingeschartet, rund oder spitz, erheben sich da an 15—20 mächtige Felsenhäupter aus der sie umgebenden waldbedeckten Alpenlandschaft, von denen der einem Spitzhorn gleichende Retezat mit 2448 m, obwohl nicht der höchste, aber nächste und prominenteste ins Haţegertal hinabgrüßt. Ihm nach Süden vorgelagert erheben sich zu noch größeren Höhen als ersterer die im blauen Äthermeere zurücktretenden Hochgebirgshäupter des Vârful Peleaga (2511 m), Vârful Păpuşa (2502 m), Vârful mare (2456 m) und viele andere mehr.



Das Retezatmassiv und der südöstlich von Hermannstadt West-Ost streichende transsylvanische Hochgebirgskamm, auch Fogarascher Gebirge genannt, sind die interessantesten und sich am majestätischsten präsentierenden Hochgebirge Siebenbürgens, denen sich nach Osten zu der steile Königstein und der Kalkblock des Butschetsch anschließt.

Die beiden erstgenannten Hochgebirgskämme wirken trotz ihrer verhältnismäßig nicht so bedeutenden Höhe doch mächtig auf den Beschauer ein, da besonders beim Retezatblock der relative Höhenunterschied zwischen dem im Durchschnitt nur 350 m absolute Höhe besitzenden Hatager Becken und dem fast plötzlich und unmittelbar ansteigenden Hochgebirgskamm mit der 2511 m hohen Peleaga, außerordentlich groß ist. Charakteristisch sowohl für das Retezat- wie für das Fogarascher Gebirge sind die steilen und kahlen Nordabstürze, die bis in den Hochsommer einzelne Schneefelder bergen, indes die sanft verlaufenden Südseiten mit ihren grünen Matten, den ausgedehnten, hoch hinauf reichenden Alpenweiden und Latschenfeldern das Auge erfrischen.

Hier wie dort aber, wo einst mächtige Eisströme, erstarrten Flüssen gleich, das Felsmassiv zerkritzt und durchhöhlt haben, leuchten aus Karen und Felsenkesseln, aus dem dunklen Grün der sie umgebenden Legföhren liebliche Alpenseen hervor, die in dunkler Bläue den freien Himmel widerspiegeln. Wenn aber im Monate Juni die Alpenmatten sich mit hellem, die Latschenfelder mit dunklem Grün bedecken, die höher gelegenen Schneefelder im hellen Sonnengolde wie mächtige Spiegelscheiben glitzern und gleißen, die blauen Meeraugen freundlich zum Himmel lugen und die Alpenrosenfelder mit purpurner Glut ganze Berghänge übergießen, dann jubelt das Herz auf und schwellt die Brust dem glücklichen Wanderer oder wackeren Jägersmann, der all die Pracht hoch dort oben erspähen und bewundern kann. Glücklicher, der dann die hehre Majestät der Bergwelt, sei es als Tourist oder Alpenjäger, in vollen Zügen genießen kann. Insbesondere sind es die Alpenseen, die, von den Hochkämmen gesehen, in verschiedenen Farbnuancen spiegeln. Der eine hellblau zwischen lichtem Gestein von der Sonne hell beschienen, der andere tief





Zănoagasee mit königlicher Jagdhütte, im Hintergrunde Vârful Judele 2383 m

grün, von dunklen Legföhren und Arven beschattet, der dritte zwischen steilen, grauen Felsstürzen und Blöcken gelegen, in unergründliches Dunkel gehüllt; so wechseln sie je nach Lage und Stand des Taggestirnes ihr Bild und ihre Farben.

Von den zahlreichen Meeraugen, die das Retezatgebiet verschönen, wären hauptsächlich der weit hinten gelegene größte See, der Bucurasee, dann der Schwarze See, die beiden Zwilings- oder Gemine-Seen — „Ikertengerszemek“ und als der am bequemsten zu erreichende und sich prächtig darbietende, an der freien Südseite gelegene 10 Joch große Zănoagasee zu nennen, von denen die beiden letztgenannten einen künstlich ausgesetzten Forellenbestand aufweisen.

Außer diesen Meeraugen reihen sich noch in der weiteren Folge nach Osten zu größere oder kleinere Wasserspiegel an, indes sich auf der rauheren Nordseite des Hauptkammes noch zwei Seen in den dort dichten Latschenbeständen verbergen.



Da mich bei Zusammenstellung dieser Monographie weniger die touristische Seite und die Erschließbarkeit des Retezat, als vielmehr das engere königliche Jagdgebiet mit seinen Lebewesen, jagdbarem Wilde und seiner Jagdgeschichte geleitet haben, so verweise ich jene, die sich für die Gliederung, Oro- und Hydrographie sowie sonstige wissenschaftliche Einzelheiten dieses herrlichen Gebietes interessieren, abgesehen von den einschlägigen Kartenwerken, auf die Veröffentlichungen nachfolgender Autoren: Bielz, Schafarzik F., Haret M., Kräutner Th., Lehmann L. und Sigerus E. und auf die zahlreichen diesbezüglichen Publikationen in den Jahrbüchern des Siebenbürgischen Karpathenvereines. — Ich übergehe daher detaillierte Schilderung der Grenzen und Gestaltung dieses Massivs, um mich mehr jener Richtung der Beschreibungen zuzuwenden, die mir als Jäger und Naturfreund und meiner Stellung als Hofjagddirektor am nächsten liegen, das sind Jagd, jagdliche Entwicklung und die kurze Geschichte des Retezatgebietes und des nach Norden vorliegenden Hatager Beckens.

Es ist selbstverständlich, daß diese bescheidene Arbeit nicht den Anspruch auf hohe Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit haben kann, sie soll aber immerhin ein ergänzendes Glied in der großen Zahl der Beschreibungen dieser Gebirgslandschaft, wenigstens in waidmännischer Beziehung darstellen.

Ich gehe daher gleich ohne weitere Nennung der Grenzen, Verzweigungen, der Quell- und Flußläufe dieses vielfach verästelten Gebirgsstockes auf dessen erdkundliche Zusammensetzung über.

### Geologische Zusammensetzung

Was die geologische Beschaffenheit dieses Gebirges anbelangt, so besteht es aus kristallinischem Schiefer, insbesondere Phyllit, Glimmer und Amphibolschiefer, aus Granit und im Süden aus Kalkgestein. Dem Werke „Geologie Siebenbürgens“ von Franz Ritter von Hauer und Dr. Guido Stache, herausgegeben vom Verein für siebenbürgische Landeskunde, entnehme ich diesbezüglich folgende Daten:

„Die geologische Zusammensetzung ist sehr einfach. Außer dem kristallinen Schiefer, Gneis, Glimmerschiefer und Tonglimmerschiefer, welche die



Hauptmasse bilden und einer kleinen Partie von Serpentin-schiefer südlich bei Malomvitz, treten nur noch ringsum am Rande gegen das Hategert- und Schieltales sekundäre Kalksteine auf, die Herr Stur, gestützt auf Gründe, die sich ihm bei Untersuchung der ganz analogen Vorkommen im Mühlbacher Gebirge darbieten, als wahrscheinlich der Kreideformation angehörig bezeichnet.

Der nördliche Abfall und die östliche Hälfte, ungefähr von einer Linie angefangen, welche Pestere im Hategertal mit Kimpulnyág im hinteren Teile des Schieltales verbindet, besteht aus überall miteinander wechselnden Gneis-, Glimmerschiefer- und Tonglimmerschiefer-Partien, ganz ähnlich wie das Poiana Rußka-Gebirge.

Im zentralen Teil am Retezat selbst und im Hintergrund der Valea Raşa und V. Lopusnik dagegen herrscht der Gneis, der in Handstücken ein völlig granitisches Ansehen darbietet. Grauer Quarz und gelblicher Feldspat bilden eine sehr feste dichte Masse, in der braune Glimmerblättchen eingestreut erscheinen. Im großen zeigt aber auch dieses Gestein Schichtung und ist daher den Gneisen beizuzählen.

Weiter abwärts im V. Raşa lagern auf diesem granitischen Gneis die nördlich fallenden wechselnden Schichten von gewöhnlichem Gneis, Glimmerschiefer und Tonglimmerschiefer und kurz vor dem Ausgang des Tales in die Ebene südlich Malomvitz ist denselben eine kleine Partie von Serpentin-schiefer konform eingelagert. Dieses letztere Gestein ist grau-grün, seltener dunkelgrün gefärbt, dicht oder feinkörnig, schiefrig mit Adern und Zwischenlagen von Serpentin. Die oben erwähnten Kalksteine haben dichtes Gefüge und sind hell weiß, gelblich oder rötlich gefärbt, sie liegen überall unmittelbar auf dem kristallinen Gestein. —“

Soweit die geologischen Wissenschaftler! Was mich anbelangt, habe ich auf meinen zahlreichen touristischen und jagdlichen Wanderungen in ganz Mitteleuropa, ausgenommen die alten Gletschermoränen in den Alpen und Oberitalien, nirgend ein so abscheuliches Pürschgelände wie in den Hochlagen dieses Gebirges gefunden. Plötzlich mitten in einer schön begrasten Lehne stößt man auf Schutthalden loser, mächtiger Blöcke, bei deren Überschreiten man, infolge ihrer wirren, unregelmäßigen und der Größe nach ganz verschiedenen, von oft tiefen Hohlräumen unterbrochenen Art, Hals und Beine riskiert.

Ganz abscheulich in dieser Beziehung ist die Retezatspitze selbst, die trotz ihrer bedeutenden Höhe und ihres hornartigen Aussehens so aussieht, wie ein mächtiger Schotterkegel, bei dem Titanen Felsblock auf Felsblock lose aufeinander gelegt hätten.

Die ganze Partie des eigentlichen Retezatgipfels bis zur Peleaga ist mit diesen losen, nur mit Flechten überwachsenen Fels-



blöcken übersät, was besonders in diesem Gebirgsteil die Kammwanderung und die Pürsche auf Gams ungemein erschwert, zum Teil unmöglich macht oder zumindest überaus zeitraubend gestaltet. Mir als altem Touristen und Gamsjäger sind die aus meist kompakten, wenn auch aus noch so steilem Gestein bestehenden Lehnen viel lieber, als diese aus mächtigen, kunterbunt umherliegenden Felsblöcken und von Zyklopenhand gebildeten Schotterhaufen.

### Pflanzenleben

Was das Pflanzenleben anbelangt, so unterscheidet man hier wie in allen Hochgebirgen, die Region des Laub- und jene des Nadelwaldes, die Region der Legföhren, des Wacholders und der Zirbelkiefern, dann die Region der Alpenweiden und schließlich die kahle Fels- und Schneeregion.

In heißen Sommern schmilzt so ziemlich aller Schnee, selbst auf den tiefbeschatteten Nordlehnen ab, obwohl immerhin manch schmutziggraues Firnfeld übrig bleibt, so daß die Gebirgswässer nicht gänzlich austrocknen. Malerisch erscheinen in der dritten Region die prächtigen, tiefgrünen, mächtigen Arven (*Pinus Cembra* L.), die wie Ballone aus dem Meere der dichtverfilzten Latschen und der Wacholderbüsche emporragen. Ihre schmackhaften Früchte sind ein Hauptanziehungspunkt für den hier besonders heimischen Tannenhäher (*Nucifraga caryocatactes* L.), indes sich in ihr oft dürres Geäst der große Hahn zur Nachtruhe einschwingt oder dieses dem königlichen Steinadler als Hochsitz dient, von wo er scharfen Auges beutelustig in die fernen Lande späht.

Die Aufzählung der im Retezatgebiete spezifisch vorkommenden Alpenpflanzen überlasse ich unserem besten hiesigen Botaniker, Herrn Dr. Karl Ungar, dem Herausgeber der „Flora Siebenbürgens“ und des mit 36 sehr schönen Farbendruckern ergänzten Werkes „Die Alpenflora der Südkarpathen“, einem Werkchen, für welches weiland S. M. König Ferdinand sich sehr interessiert hatte, als ich es ihm seinerzeit überbrachte. Herr Dr. Ungar war so liebenswürdig, mir nachfolgende spezifische Vertreter der Retezat-Blumenflora zu nennen, die er auf wiederholten Ausflügen feststellen konnte, und zwar:



- Avena decora* J a n k a, zierliches Hafergras, Oväs — Kalkfelsen  
*Elyna Bellardi* K o c h, Hüllsegge — Hochalpen  
*Carex pyrenaica* W a h l b., Pyrenäen-Segge, Rogoz — an See-  
 rändern  
*Carex alba* S c o p., weiße Segge — Gebirgswälder  
*Gymnadenia Frivaldszky* G r i s b., Nacktdrüse, Ură — Peleaga-  
 Gipfel  
*Silene Lerchfeldiana* B a u m g., Lerchenfelds Leimkraut, Mi-  
 litea — Hochalpen  
*Minuartia recurva* S c h i n z et T h e l l., krummblättrige Miere,  
 Mierluță — alpines Geröll und Felsen  
*Aconitum hunyadense* D e g e n, Eisenhut, Omag — subalpin  
*Draba lasiocarpa*, R o c h., rauhfrüchtiges Hungerblümchen, Flă-  
 mânzică — subalpine Kalkfelsen  
*Draba Dorneri* H e u f f., Dorners Hungerblümchen — Granit-  
 felsen  
*Erysimum Baumgartenianum* S c h u r, Schotendotter, Mixandră  
 sălbatică — Kalkfelsen  
*Saxifraga Rocheliana* S t e r n b., Steinbrech, Iarba surzilor —  
 Felsspalten  
*Athamantha hungarica* B o r b., Augenwurz — Kalkfelsen  
*Archangelica alpina* L., Engelwurz, Anghelica — feuchte, kal-  
 kige Orte  
*Androsace arachnoidea* S c h o t t., spinnwebiger Mannsschild,  
 Lăptîșor — felsige Kalkabhänge  
*Pedicularis Baumgartenii* S i m k., Läusekraut, Păducheriu —  
 Hochalpen  
*Symphyandra Wanneri* H e u f f., Becherglocke — feuchte Fels-  
 spalten, Urgestein  
*Edraianthus Kitaibelii* D C. — Kalkfelsen  
*Leontopodium alpinum* C a s s., Edelweiß, Albumeală — Kalk-  
 geröll, an manchen Orten, z. B. Paltina, massenhaft  
*Senecio carniolicus* W i l l d., Krainer Kreuzkraut, Cruciuliță —  
 Hochalpen  
*Senecio glaberrimus* S c h u r., kahles Kreuzkraut — alpine  
 Felsen  
*Crepis viscidula* F r ö l., klebriger Pippau, Gălbenuși — Alpen-  
 wiesen



*Hieracium*-Arten, Habichtskräuter, Iarba vulturului:

- *macranthum* T e n., großblütiges Habichtskraut
- *villosum* L., zottiges Habichtskraut
- *alpinum* L., Alpen-Habichtskraut
- *decipiens* T a u s c h. — am Zănoagasee
- *pallidum* Zahn — Râu mare
- *praecurrens* V u k o t i c s
- *Trebevicianum* M a l y — Valeriasca
- *Krasanii* W o l. — Zănoagasee
- *sparsum* F r i v. — steinige Matten
- *erythrocarpum* P e t e r
- *retyezatense* D e g e n und Z a h n
- *atratiforme* (Zenogae Pax) — Zănoagasee
- *dacicum* Ü c h t r. — Peleaga, Zănoaga
- *Kotschyanum* H e u f f.

Wer Näheres über die Pflanzenwelt des Retezatgebietes erfahren will, entnimmt dies der interessanten Broschüre unseres ersten Botanikers, des in Fachkreisen bestbekannten Universitätsprofessors Dr. Alexander Borza, Direktor des botanischen Gartens in Klausenburg-Cluj „Die Vegetation und Flora Rumäniens“.

### Insektenwelt

Selber nur im allgemeinen über das Insektenleben Mitteleuropas orientiert, bin ich mit der Bitte an unsere Entomologen in Hermannstadt herantretend, dieses Thema zu behandeln und die spezifischen Arten unseres Retezatmassivs hier kurz zusammenzufassen.

Herr Stadtphysikus i. R. Dr. Daniel Czekelius und Herr Professor Dr. Arnold Müller waren so liebenswürdig, meinem Wunsche zu entsprechen, wobei der Erstgenannte die Anführung der charakteristischen Schmetterlinge dieses Gebietes übernahm, während Herr Professor Müller die übrigen dort vorkommenden Insekten hervorhebt.

Betreffs der Schmetterlingsfauna des Retezat hatte Herr Dr. Czekelius die Freundlichkeit, mir die folgenden Zeilen zur Verfügung zu stellen:



„Die Schmetterlingsfauna des Retezat gehört zu den best-  
erforschten und reichsten Lokalfaunen Siebenbürgens. Wir dan-  
ken diese Kenntnis der unermüdlich fachkundigen Arbeit des  
besten Kenners der Lepidopterenfauna des Retezat: Herrn L. von  
Diószeghy, Kunstmaler in Borosjenő, der in rund zwanzigjähri-  
ger Arbeit auf zahlreichen längeren Sammelreisen von Mai bis  
Oktober das ganze Gebiet des Retezatgebirges, des südlich vor-  
gelagerten Kalkgebirges und der westlich die Verbindung zum  
Banater Gebirge bildenden Gebirgszüge durchforschte.

Er stellte für dieses Gebiet 923 Arten fest, wobei zu berück-  
sichtigen ist, daß ein großer Teil der sogenannten Mikrolepti-  
pteren noch nicht bearbeitet ist, obige Zahl also noch eine  
wesentliche Vermehrung erfahren wird.

Unter diesen finden sich vier für die Wissenschaft neue Arten,  
die bis noch diesen Gebieten eigentümlich sind:

1. *Athetis Telekii* Diosz., Eule,
2. *Psodos dioszeghyi* Schmidt, Spanner,
3. *Psodos Schwingenschussi* Wehrli, Spanner,
4. *Tortrix wassiana* Schmidt, Wickler.

Eine große Zahl neuer Varietäten, Abarten und Formen und  
viele bisher aus Siebenbürgen noch nicht bekannte Arten und  
Varietäten, unter vielen anderen:

*Endrosa aurita* Esp.

*Synantedon flaviventris* Stgr.

Eulen:

*Polia proxima* H. S.

*Parastichtis pabulatricula* Brahm

*Eriopus Latreillei* Dup.

Spanner:

*Ortholitha burgaria* Ev.

*Cidaria Kolararia* H. S.

— *incultraria* H. S.

— *achromaria* Lah.

*Gnophos Andereggaria* Lah.

Entsprechend dem geologisch und petrographisch mannigfal-  
tigen Aufbau des Massengebirges, seiner bedeutenden absoluten  
Höhe, der reichen Pflanzenwelt und den günstigen klimatischen



Verhältnissen ist die Falterwelt artlich, aber auch der Individuenzahl nach, sehr reich.

Ihr Charakter ist im allgemeinen der alpin-mitteuropäische, doch hat eine offenbar lange Isolierung zur Ausbildung einer großen Zahl von lokalen Varietäten und Formen geführt, die der Fauna des Retezat eine ganz ausgesprochene Sonderstellung einräumen. Diese wird noch verschärft durch das Auftreten von Balkan- und pontischen Formen, sowie solchen des fernen Ostens (*Ortholitha burgaria* Ev.).

Auch glaciale Relikte fehlen nicht. Auffallend ist, wie auch sonst in den Südkarpathen, das völlige Fehlen aller alpinen Lycaeniden.

Die grundlegende Arbeit über die Lepidopterenfauna des Retezat ist: L. v. D i ó s z e g h y, „Die Lepidopterenfauna des Retezatgebirges“, Verhandlungen und Mitteilungen des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften in Hermannstadt, Band LXXIX/LXXX 1929/30.“

Herr Professor Dr. Arnold Müller setzt nun wie folgt fort:

„Auch die übrige Insektenwelt, sowie die sonstigen niederen Tiere des Retezatgebietes zeigt im allgemeinen den Charakter der Bewohner des Buchen- und Fichtengürtels der Südkarpathen. Doch sind durch die südwestlich vorgeschobene Lage des Gebirgsmassivs besonders in den niederen Lagen Vertreter der durch das Eiserne Tor aus dem wärmeren Banat von Westen her zugewanderten Formen nicht eben selten (z. B. die sogenannten Prachtkäfer *Coroebus fasciatus*, *Sphenoptera laportei* u. m. a.). Andererseits finden südkarpathische Arten, wie der berühmte siebenbürgische Laufkäfer *Carabus planicollis*, scheinbar im Retezat ihre Westgrenze. Schließlich haben sich, besonders unter den flugunfähigen Tieren des montanen und alpinen Gebietes, Sonderformen ausgebildet, wie die unter tiefeingebetteten Steinen lebenden, rotbraunen Vertreter der Gattung *Anophthalmus* (*deubeli*, *merkli*, *dacicus* u. a.), augenlose Laufkäferchen, die durch Seltenheit, örtlich beschränktes Vorkommen von Sammlern und Wissenschaftlern stets hochbewertet werden. In Höhlen des kaligen Südhangs des Gebirgsstockes sind auch Vertreter der vornehmlich dem weiteren Alpengebiet angehörenden Blindkäfer-





Ausblick nach dem Branutale, im Hintergrunde „Borescu mic“

gattung *Sophrochaeta* festgestellt worden. Von sonstigen, als Seltenheiten des Gebietes geltenden Käfern mögen die Böcke *Gaurotes excellens*, *Rhopalopus hungaricus* genannt sein. Käfer sind es auch, die im Gebirge am höchsten (bis 2500 m festgestellt) aufsteigen, darunter etliche Kleinläufer, Dickmaulrüßler und bemerkenswerterweise auch über der Baumgrenze (wohl verfliegen) der große Walker (*Polyphylla fullo*).

Die übrigen, an Arten und Stückzahl nicht minder reichen Ordnungen wurden wohl erstlich vom bekannten Naturfreund und Jäger A d a m B u d a in Rea (Hațeger Tal) gesammelt, ohne auf weiteren wissenschaftlichen Wert Gewicht zu legen. Doch gibt schon dieser wohlgemeinte Versuch, über die Tierwelt des Retezatstockes eine Übersicht zu gewinnen, eine richtige Vorstellung von seinem Reichtum an Organismen.

Ende der 90er Jahre bereitete Prof. Dr. Z. Szilády (derzeit Kustos am Nationalmuseum in Budapest), gestützt auf die Ergebnisse einer mehrwöchigen Begehung und Sammeltätigkeit im Retezat-



gebiet die Grundlage zur Kenntnis der vertikalen Verbreitung der Gliederfüßer im weiteren Sinne. In seiner Veröffentlichung (Dr. Szilády Z.: Az izeltlábuak függélyes elterjedése a Retezát faunájából vett példákkal in Muzeumi Füzetek I. köt. Kolozsvár 1906) berücksichtigt der Verfasser die meisten Insektenordnungen nebst Tausendfüßlern, Spinnen und Kerbtieren.— Als höchststeigender Aderflügler wird die Wespe *Vespa rufa* bemerkt (2300 m), eine (auch in anderen Hochgebirgen häufige) Ameise *Myrmica rubra*, nebst manchen Schlupfwespen steigen auch über 2000 m, entsprechend dem Vorkommen ihrer Wirtsraupen. Sogar die Dolchameise *Mutilla europaea*, die sich in Hummelnestern entwickelt, findet sich um 1850 m. Einige Hummeln sind spezifische Höhenbewohner und fliegen so hoch als von ihnen besuchte Alpenkräuter blühen (*Phyteuma*, *Senecio* u. a.), so steigen die Feldhumeln *Bombus agrorum* und *mastrucatus* an 2000 m hoch. Reich ist auch allenthalben die noch viel zu wenig bekannte Fliegenwelt vertreten.

An die gutbewässerten Flußläufe, doch auch an die Uferzone der Meeraugen, sind die zahlreichen Arten der Köcher-, Stein- und Eintagsfliegen (*Trichoptera*, *Plecoptera*, *Ephemeridae*) gebunden. Einige von ihnen sind bis noch nur im Retezat nachgewiesen, wie *Rhyacophila mocsáryi*, *Halesus nepos*, *Ecclisopteryx guttata* u. a. An den Rändern des Zănoaga- und Bucurasees u. a. wohnen auch die Steinfliegen *Nemura inconspicua* und *Chloroperla grammatica*, bis 2014 m.

Eine Skorpionsfliege *Panorpa alpina* fliegt im Tal, ist aber auch noch in 2000 m Höhe zu finden.

Sogar die wärmebedürftigen, in den prachtvoll bepflanzten Gebirgstälern wohlverpflegten Geradflügler steigen in einigen Arten reichlich hoch, so der gemeine Ohrwurm bis 1600 m, einige Kleinschrecken bis 1200 m, am höchsten die dem Karpathengebiet eigentümliche, auffällige Laubschrecke *Poecilimon affinis* bis über 2000 m.

Von Spinnentieren beherbergt unser Gebiet einige Arten, *Epeira proxima* und *Trochosa alpigena*, die bis noch nur in Polargegenden und hochalpin bekannt sind; doch hier wie in vielen anderen Fällen des „Nurvorkommens“ im Retezat ist



Vorsicht als Grundlage richtiger Abgrenzung in der geographischen Verbreitung geboten.

Auch die wenig beachteten Formen der Schnur- und Bandasseln (*Myriapoda*) finden, wie *Julus transsylvanicus*, in 2500 m ihren Lebensbedürfnissen entsprechende Verhältnisse; von 19 Arten sind zwei bis noch (außer im Stammgebiet) nur im Retezat festgestellt worden (*Julus austriacus* und *cattarensis*).

Die kalten Quellflüsse, Rinnsale und Meeraugen sind von einer Anzahl zum Teil als Reste aus der Eiszeit erhaltener Strudelwürmer (*Planaria alpina*), von nicht weniger als 20 Arten von Krebschen bevölkert, darunter zwei größere Arten: *Gammarus pulex*, der gemeine Flohkrebs der Gebirgsbäche, *Branchipus diaptamus*, ein Kiemenfußkreb in den Seen (bis 2200 m). Die Kenntnis dieser unter sozusagen arktischen Lebensbedingungen existierenden Organismen verdankt die Wissenschaft vornehmlich den Forschungen des ungarischen Hydrobiologen Eugen v. D a d a y.“

### Fischerei

Über diese läßt sich leider nicht viel Erfreuliches sagen. Sie liegt bedauerlicherweise sehr im Argen. Den schädlichsten Einfluß auf ihr Hochkommen hat vorwiegend die sich jährlich wiederholende häufige Triftung der gewaltigen Holzmassen am Râul-Mare, die Laich und Fische in Menge vernichtet, schließlich die Holzrechen und die vielen Sägemühlen.

In zweiter Reihe ist es die Raubfischerei, die meist entweder mit ungelöschtem Kalk oder mit Pflanzengiften betrieben wird, oder auch durch Sprengschlag mit Dynamit, wodurch in all diesen Fällen mehr Fische zugrunde gehen als die Raubfischer bei dem starken Gefälle und der raschen Strömung herausholen können.

Nur hoch oben im Zănoagasee, wo seinerzeit Forellen ausgesetzt wurden, kommen solche infolge der geschützteren Lage in größerer Zahl vor, obwohl auch dort, insbesondere im Zănoagameerauge, von verwegenen Kerlen aus dem Regatgebiete besonders zur Laichzeit viel Schaden angerichtet wird.

Die am häufigsten vorkommende Fischart ist die Steinforelle (*Trutta fario*), dann die Äsche (*Thymalus vulgaris*). Die seiner-



zeit nachgewiesene Lachsforelle ist gänzlich aus den Retezatgewässern verschwunden, und Gabriel Téglás behauptet, sie nur noch in den beiden Schiel(Jiul-)wässern zu wissen. Die Regenbogenforelle (*Trutta iridea*) kommt nicht vor.

Als ein häufig vorkommender Schädling wäre noch eine Fischart, und zwar das aal- oder schlangenartige Neunauge zu erwähnen, welches sich einfach an eine Forelle oder, wie ich dies selber beobachten konnte, an den Mühlkoppen, rumänisch Glavociu, festbeißt und bei lebendigem Leibe ganze Löcher aus den Fleischteilen des Körpers des erkorenen Opfers heraussaugt. — Es war August 1922, als ich, entlang des großen Flusses schreitend, ein Neunauge daherschwimmen und bei dem kleinen und klaren Wasserstande plötzlich in die Tiefe schießen sah. Als ich mich neugierig an das Ufer begab, um diesen Schädling weiter zu beobachten, sah ich ihn in senkrechter Stellung auf dem Grund an etwas haften.

Durch einen glücklichen Zufall gelang es mir dieses zu landen, zog aber gleichzeitig eine Koppe *Cottus gobio* mit an das Ufer heraus, an der sich dieser Raubfisch festgesogen und in der kurzen Spanne Zeit sogar schon ein zentimetertiefes Loch aus dem lebenden Leibe herausgefressen hatte.

Abgesehen von dem schon ziemlich stark ausgerotteten Fischotter, dem Nörz und der Wasseramsel wäre als unscheinbarer, aber sehr gefährlicher Schädling des Fischlaichs die kleine Wasserspitzmaus zu nennen, die, vorzüglich tauchend, sich mit besonderem Geschick den Laich aus dem Wasser fischt. Ihr Auftreten in einer Fischbrutanstalt kann zur Katastrophe für die Aufzucht werden. Leider fehlt es hier an einer solchen, die sich speziell im oberen Teile des Râul-Mare bei Gura Apei sehr leicht und ohne besonderen Kostenaufwand anlegen ließe, wie dies in der Görgényer, Broștener und Putnaer Gegend mit so vielem Erfolge hergestellt wurde, wo alljährlich 30.000—50.000 Jungfische in den seichteren Gebirgsbächen ausgesetzt werden.

Abgesehen von den fließenden Wässern, wäre noch der 10 Joch große Zănoagăsee in einer Höhe von 1937 m zu erwähnen, wo vor dem Kriege durch den seinerzeitigen Verwalter in Malomviz



Oberförster Bartos Forellen ausgesetzt wurden, die sich dort besonders gut vermehrt haben und nunmehr einen ausgezeichneten Fischbestand bilden, der natürlich für die im Süden gelegenen Bewohner von Câmpului Neag und anderer ehemaliger Grenzorte ein ganz bedeutendes Anziehungsobjekt bilden, so daß es bei dem geringen Stand des gräflichen Aufsichtspersonals vorkommt, daß alljährlich in Abwesenheit des zur Führung der hohen Herrschaften anlässlich der Gamsbrunft beschäftigten Berufsjägerei, Raubfischer die Gelegenheit benützen, um die während der Laichzeit sinnbetörten Fische im seichten Grunde des einzigen Seeabflusses massenhaft zu fangen.

Leider sind dies in diesen Gebieten nicht die einzigen Fälle von Raubfischerei, da es immer noch vorkommt, daß außer dem ungebildeten Gebirgsbewohner, wie es mancher Gerichtsakt beweisen könnte, auch intelligente Leute versuchen, teils durch Dynamit, teils durch betäubende Kräuter oder Kalk sich in den Besitz dieser schmackhaften Fische der Gebirgswässer zu setzen. Ein Verfahren, das natürlich im Wirkungsbereiche dieser Mittel vom Laich und kleinsten Fischen angefangen, alles vernichtet, was das Gewässer an Lebewesen enthält.

Außer diesem schön gelegenen großen Meerauge werden überdies auch noch der Gemene- und der Bucurasee von Forellen belebt, die aber, ihrer weit entrückten Lage wegen, den Raubfischern nur schwer zugänglich erscheinen. Auch dort wurden die Brutfische von dem obenerwähnten Oberförster ausgesetzt und bilden jetzt in der Jagdzeit den im nahen Jagdhaus untergebrachten Herrenjägern eine willkommene Ergänzung des nur von weitem her auf schmalen Bergpfaden mühevoll erreichbaren Proviantes.

Daß in den unteren, ruhiger fließenden Teilen der Bergwässer der Gründling *Gobio fluviatilis*, die Flußbarbe *Barbus vulgaris*, der Semling *Barbus Petényi* und der gefräßige Hecht *Esox lucius* vorkommt, ist eine selbstverständliche Sache. Letzterer nur im ruhig fließenden Unterlaufe. Überdies wäre noch der Döbel *Squalius cephalus*, auch Weißfisch genannt, zu erwähnen, welcher sich hauptsächlich im Mittel- und Unterlaufe aufhält.



## Tier- und Vogelleben

Ähnlich dem Fogarascher Gebirge beherbergt auch das Retezatmassiv alle in Mitteleuropa vorkommenden Wildarten, ausgenommen das zierliche Murmeltier und den Mufflon. Das erstgenannte würde hier ebenso ausgezeichnete Lebensbedingungen vorfinden, wie im österreichischen Alpenlande oder in der Hohen Tatra, wo ich es in besonders großer Zahl in den einzelnen Gebirgstälern allseits beobachten konnte. Ob das Murmeltier je hier vorgekommen ist, konnte ich nirgends, weder aus persönlicher Erfahrung, noch aus den einschlägigen Werken, die ich alle diesbezüglich durchstudiert habe, entnehmen.

Jedenfalls würde es die Hochlagen um vieles mehr beleben, wie dies eben anderwärts der Fall ist. Ein Versuch, sie am Retezat auszusetzen, würde insbesondere in den allorts eingeschalteten kleinen Schongebieten und Reservationen ebenso von Erfolg begleitet sein und sich lohnen, wie dies z. B. in der Schweiz oder in Teilen der österreichischen Alpen der Fall war, und zwar am Retezat um so mehr, als dort hauptsächlich Großvieh und nicht die der Jagd schädliche Schafzucht in den Hochlagen vorherrscht. — Vielleicht wird sich auch mit diesem Problem die Hofjagdleitung mit der Zeit befassen müssen. Was das

### Mufflonwild

anbelangt, wären hier wohl alle Bedingungen für sein Hochkommen vorhanden. Es ist daher der Entschluß der kgl. rumänischen Jagdkammer, im königlichen Pachtjagdgebiete am Retezat an 100 Stück dieses interessanten Wildes dort auszusetzen, nur auf das allerwärmste zu begrüßen und ist nur zu hoffen, daß dieser Entschluß im Verlaufe der Jahre auch tatsächlich zur Gänze durchgeführt werde.

Im übrigen war der Besitzer des Wildparks in Balc Baioc, Herr J. Pinkas, so liebenswürdig, 3 Stück Kitze dem königlichen Hause für diesen Zweck zu verehren, die jedoch, ihrer natürlichen Ernährerin entrissen, an ihrem Bestimmungsorte eingingen. Nun wurde ein erneuter Versuch gemacht, bereits ausgewachsenes Mufflonwild für diesen Zweck zu fangen. — Nach vielen Mühen gelang auch dies und es wurden nun am 18. April





Mufflons (*Ovis Musimon*) vor Freilassung aus ihrem Gehege

1933, 21 Stück aus ihrem Gehege im Gura Zlata-Tale, zu welchen noch ein reinblütiger korsikanischer Originalwidder, ein Geschenk der Tiergartendirektion Schönbrunn bei Wien an die Hofjagdleitung, hinzukam, in Freiheit gesetzt. Es ist daher nunmehr zu hoffen, daß dieser bescheidene Anfang bald zu einem schönen Erfolge führen wird.

### Rotwild

Das Rotwild ist hier nur auf wenige Exemplare beschränkt, die von der gräflich Kendeffy'schen Forstleitung vor dem Kriege ausgesetzt und während der Revolution stark dezimiert wurden.

Jedenfalls muß es auch früher dort vorgekommen und nachher infolge der schonungslosen Jagd mit Hatzhunden ausgerottet worden sein.

Daß aber alle Bedingungen für sein Hochkommen trotz Wölfen und teilweise steilem Gelände gegeben sind, dafür sind die sich noch haltenden wenigen Stücke, die alljährlich gespürt werden



und nach den gefundenen Abwurfstangen auch verhältnismäßig gut aufsetzen, ein sprechender Beweis.

Jedenfalls wird man in der Zukunft auch daran denken müssen, dieses Edelvild hier zu vermehren, denn wenn es möglich war, in Tirol und überhaupt in den Alpen bis hoch in die Gamsregion hinauf seinen Bestand zu erhalten und zu mehren, muß es auch hier möglich werden, ihnen eine Heimstätte zu schaffen.

Sehr gut vertreten ist dafür hier der

#### Rehstand

Ursprünglich, auch während und nach dem Kriege, durch die Gebirgsbewohner und insbesondere die Holzarbeiter und zahlreichen Bergleute der südlich im Schieltal liegenden Kohlengruben stark dezimiert, hat sich dieser nunmehr auf einen sehr guten Stand erhoben, der bis hoch hinauf überall zu spüren ist.

Doch trotz der ausgezeichneten Äsungsverhältnisse, insbesondere in den mit Birken und Weichhölzern, dann Himbeer- und Brombeerdickichten stark durchsetzten und vernachlässigten alten Schlägen, die infolge versäumter rechtzeitiger Nachpflanzungen eine ungemein üppige Vegetation aufweisen, daher ausgezeichnete Äsungsverhältnisse und sonstige Lebensbedingungen bieten, ist die Gehörnbildung im allgemeinen nicht hervorragend. Von wenigen Kapitalstücken abgesehen, ist der Durchschnitt nicht von bester Qualität. Er zeigt mittelmäßige Perlung und meist hohe, gerade nach aufwärts, weniger seitlich, schön geschwungene Geweihe. Wie überhaupt, meiner Beobachtung nach, alles was südlich der Marosch gegen das Banat abfällt, nicht sehr glänzend aufsetzt. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich diesen Umstand auf die in den hier meist vorherrschenden Staats- und Herrschaftsgebieten geübte, fast gänzliche Schonung der Ricken und auf das hiedurch entstandene Mißverhältnis der Geschlechter, also auf die bedeutende Überzahl der Geißen zurückführen zu müssen.

Überhaupt, je weiter nach Westen über Karanschebesch und Lugosch bis Charlottenburg und Temesvar hinaus, wird mit wenigen Ausnahmen durch unrichtiges Überhegen der Geißen die Gehörnbildung immer kläglicher.

Ganz im Gegensatz zu den nördlich der Marosch aufstei-



genden Gebirgswäldern, wo in dem stark kupierten Gelände und den zerstreuten Einzelsiedlungen der Gebirgsbewohner dem Wilderertum viel schwerer beizukommen ist, welches ebenso wie die Wölfe mehr unter dem weiblichen Wilde aufräumt als unter den Böcken, daher unwillkürlich geschlechtsregulierend wirken.

Als ein Verdienst glänzender Hegemaßnahmen, die genau die Geschlechter in den richtigen Verhältnissen zu erhalten weiß und daher im Gegensatz zu seiner südlichen Umgebung im Durchschnitt sehr gute Böcke heranwachsen läßt, ist anbei bemerkt die Herrschaft Soborsin des Grafen Karl Hunyady und dessen Umgebung, der es auch verstanden hat, ausgezeichnete Geweihe bei dem dort sorglich gepflegten Rotwild heranzuzüchten. Ich war überhaupt sehr erstaunt, dort sowohl wie im Tale der weißen und schwarzen Körös eine so gute Geweihbildung vorzufinden.

Nach diesem etwas weiten Abstecher wollen wir wieder den Rehstand des Retezatmassivs im Auge behalten und auch seiner Feinde bei dieser Gelegenheit gedenken. Da sind in erster Linie der *W o l f* und vereinzelt auch der *L u c h s* zu nennen. Dieser kommt viel seltener vor als jener und fällt daher weniger ins Gewicht. Der Wolf macht hier aber verhältnismäßig wenig Schaden, da sich seine Wechsel hauptsächlich auf ganz bestimmte Gebirgsteile und Täler konzentrieren, die der Berufsjägerei genau bekannt sind und durch allerhand praktische und leider auch unpraktische Mittel, wie das Gift, zu seiner raschen Vertilgung beitragen.

Ich habe in meinen vieljährigen und ich kann sagen in ganz Mitteleuropa gesammelten Erfahrungen gefunden, daß keine Jägerei infolge des besonders für die Vertilgung der Wölfe so günstigen Geländes und ihres Geschickes wegen, so gute und rasche Resultate aufweist, wie eben diese, vor allem aber die gräfliche Jägerei von Râul de Mori und am Râu Mare-Gebiet.

#### G e m s e

Die Gemse ist das am zahlreichsten vorkommende Wild dieses Gebirgsstockes.

Ihre Stärke und ihre Gehörnmaße haben hauptsächlich das Retezatmassiv in weiten Jägerkreisen so berühmt gemacht.



Denn, durch diese angezogen, hat sich alles, was sich in Österreich-Ungarn zu den vornehmen Waidmannskreisen zählte, hier zu den Gamsjagden eingefunden, um den im Vergleich zu den österreichischen, durch Massenzüchtung degenerierten Alpengams bedeutend stärkeren Siebenbürger Schlag zu bejagen. So hat sich natürlich durch die seinerzeitigen Kavaliersjagden und deren Schilderungen allgemein der Glaube verbreitet, daß der Retezatgams das Sumum von Stärke und Krickelbildung sei. Auf Grund meiner in 45 Jahren auf Gamsjagden sowohl in den Alpen, Tatra und Karpathen als auch in Siebenbürgen gesammelten Erfahrungen kann ich diesem Standpunkt nicht bedingungslos zustimmen. — Durch die rauhe Natur bedingt, von Feinden der Raubwildfauna gelichtet, d. h. selektioniert und nicht durch Überhege degeneriert, hat sich eben im ganzen östlichen und nördlichen Karpathengürtel, in der Marmarosch, dem Laposer und Rodnaer Gebirge, am Butschetsch und Königstein, in den Fogarascher Alpen, dem Paring- und Retezatgebiet und den noch einzeln dazwischenliegenden Gebirgstteilen, die die Gemse beherbergen, jener wetterfeste, harte Schlag herausgebildet, der die Bewunderung der fremden Jägerwelt errang und deren Anziehungspunkt wurde. Gleiches war natürlich auch im Retezat der Fall, doch als die Magnatenjagden mit ihrem besseren Jagdschutz und der dadurch bedingten progressiven Vermehrung des Gamsstandes einsetzten, änderte sich meiner Ansicht nach das ursprüngliche Verhältnis, dessen Auswirkung wir heute empfinden.

Da der Retezat im Vergleich zu den anderen Gebirgstteilen der genannten Karpathenhochlagen die allermeisten und dichtesten Gamsbestände enthält, so finde ich, daß eher das Fogarascher Gebirge und jene Gegenden, die bei größeren Ausdehnungsmöglichkeiten geringere Gemswildbestände aufweisen, im Durchschnitt stärkeres Krickelwild mit besseren Krucken produzieren.

Ich habe von der Hohen Tatra herab, durch Jagden, Exkursionen und im Kriege, dann als langjähriger Gamsrevierpächter und schließlich in meiner jetzigen Dienststellung als Hofjagdleiter den ganzen Karpathenkamm samt seinen Wildbeständen kennen gelernt, habe in den Alpen gejagt und hauptsächlich hier in Siebenbürgen an 250 Stück Gams erbeutet, verschiedene Aus-



stellungen und Sammlungen gesehen, und bilde mir daher ein, doch einiges Urteil darüber zu haben, wo sich wohl das Krickelwild in seiner besten Qualität erhalten kann. Und da geht mein Urteil dahin: nur dort, wo es auf dem von ihm bewohnten Raum geringere Bestände aufzuweisen hat und durch die Unwirtlichkeit, Steilheit und Unzugänglichkeit des Geländes bei ausgezeichneten Äsungsverhältnissen vor Gefahren der Naturgewalten und Verfolgungen durch Raubschützen weniger geschützt ist. Und da muß ich diesbezüglich dem Königstein und dem Fogarascher Gebirge mit seinen äsungsreichen, mit Krummholz, Alpenerlen und Zwergfichten dichtverfilzten, gefährlichen Steilstürzen und Gräben, vor dem Retezat den Vorrang einräumen. In dem fast allseits leicht zugänglichen Retezat mit seinen breiten Formen, wo bis hinauf in den breiten offenen Hochkesseln das Großvieh weidet, ist es dem Wilderer und Jäger viel schwerer, diesem scheuen Wilde beizukommen als in den Runsen und Kaminen der vorgenannten Gebirgsteile. Je zerrissener der Gebirgsstock, desto leichter kommt man der Gemse bei, desto mehr Abbruch macht man seinem Bestande, was beim Retezat nicht der Fall ist. Hier geht, durch das Gelände und die Hege geschützt, seine Zahl progressiv in die Höhe. Es findet daher das Gamswild nicht jenen Ausbreitungsraum, den sein verhältnismäßig hoher Gamsbestand erfordern würde. Ich gebe daher im Durchschnitt dem Fogarascher und Königsteingams, sowie jenem der Nordkarpathen, ausgenommen der Hohen Tatra, den unbedingten Stärkevorzug.

Beweis dessen, daß bei allen Ausstellungen die Fogarascher und Königsteingams, die schon seit Florstedts Zeiten Rekordpreise davontrugen und eben jetzt Ihre Kgl. Hoheit Großherzogin von Sachsen mit einem auf der Albota (Fogarascher Gebirge) erlegten Bock einen neuen Rekord erreichte, der sogar den besten rumänischen Gams, der auf der Internationalen Jagd Ausstellung 1930 gezeigt wurde, mit 130,9 Punkten um 4 Punkte überragte. — Ausnahmen gibt es natürlich überall und verweise ich dabei auf die am Retezat erlegten Kapitalböcke der Grafen Kinsky und Teleky. Heute erscheint mir der hohe Gamsstand mit seinem Geißenüberschuß am Retezat, aber überaus bedenklich.

Sollte einmal in den genannten zwei ausgezeichneten Gams-



reservationen, im Fogarascher Gebirge und am Königstein, aus Unkenntnis oder aus falsch verstandenen Hegemaßnahmen der Geißenabschuß gänzlich aufhören, oder in ungenügendem Maße für die Zukunft stattfinden, dann wird leider auch dort nach und nach die Stärke nachlassen. Dann wird der hohe Geißenstand die Kraft auch junger Böcke allzu sehr in Anspruch nehmen und dann auch dort die Urigkeit des bisher ausgezeichneten Schlages leiden, wie ich dies beim Retezater Gams mehrfach beobachten konnte. Es wurden dort von mir und anderen Herren in letzter Zeit Böcke mit sehr hohen, aber geißenartig dünnen Krickeln erlegt und noch andere Exemplare dieser Art gesehen. Indes jetzt Geißen mit sehr starken und bockähnlich gekrümmten Krucken erlegt wurden, die ein ganz merkwürdiges Licht auf die beiderseitigen Geschlechtsmerkmale werfen. Ich fürchte, daß dort, wo durch hohen Bockabschuß das weibliche Geschlecht predominiert, diese Degenerationerscheinungen unbedingt eintreten müssen.

Was den Gamswildstand im allgemeinen anbelangt, so schätze ich diesen im ganzen Retezatblock auf etwa 2000 Stück, der natürlich nach den Jahreszeiten, meteorologischen Verhältnissen und bei stürmischem Wetter und wechselnder Intensität des Sturmes je nach Lage der einzelnen Reviere wechselt, so daß in ein und demselben Besitz oder Gebirgstelle niemals der gleiche Wildstand herrschen kann. Eine Erscheinung, die vom Rotwild allbekannt ist und bei dem in weniger geschützten Lagen stehenden Gamswild um so ausgesprochener erscheint.

Was die Jagd auf Gams anbetrifft, so ist, wie ich schon vorher erwähnte, bei den breiten runden Formen, den weiten Karen und Kesseln, die der Retezat besitzt, sowohl was Treibjagd, als auch die Pürsche in den Hochlagen anbelangt, diese verhältnismäßig viel weniger lohnend als im Fogarascher Gebirge.

Bei der Pürsche in günstigen regenreichen Jahren, wenn das Wild die Alpenweiden bezieht, stehen überall einige Rudel und vereinzelte Böcke draußen in der freien, weite Übersicht gewährenden Felsregion.

Bei den weiten, im großen und ganzen geringe Deckung bietenden Halden wird man leicht entdeckt und dann nimmt ein



rogig gewordenen Stück leicht auch die anderen mit, oder macht sie aufmerksam.

Desgleichen braucht man bei Treibjagden, da es keine Zwangswechsel gibt, ein großes Abwehrpersonal, was natürlich, wenn man den ganzen Pferdetroß usw. mit dazu rechnet, diese sehr verteuert. Aussichtsreicher sind dagegen bei den steilen Bergfüßen die Waldjagden, bei welchen schließlich nebst den Gemen auch noch anderes Wild vor die Schützen kommen kann.

Im Fogarascher Gebirge hingegen, bei den ungemein schroffen Abstürzen und schmalen Gräben kann man bei einigem Geschick mehrmals am Tage und dabei ganz nahe an Gemen herankommen, die in den vielen Runsen bei gutem Wind den Jäger nicht eräugen können. Auch das Treiben ist dort viel leichter. Bei den häufigen Zwangswechseln und oft glatten Wänden genügen 2—3 Treiber, um das Wild vor die Schützen zu bringen, wozu am Retezat deren 30—40 oft nicht genügen.

Die absolute Ruhe in einem Revierteile, wo das Wild ganz ungestört sich selbst überlassen ist, hat nur für die Setzzeit und das Hochziehen des Nachwuchses einen Wert. Mit dem Momente aber, wo auf den Halden und Matten das hochgewachsene Gras vergilbt und zu trockenem Stroh wird, welches durch seine Höhe, Dichte und Üppigkeit die etwa darunter aufkommen den Jungtriebe filzartig verdeckt oder erstickt, somit keinen Nährwert für das Wild hat, da verläßt dieses die dünnen Graswildnisse, um die von Schafen, insbesondere aber vom Großvieh abgeweideten und mit frischem Grün bedeckten Matten aufzusuchen und sich dort am saftigen Grummet zu äsen.

Man wird daher nach dem Vieh- und Schafabtriebe auf den vergilbten Schongebieten als erfahrener Waidmann nichts zu suchen haben, es sei denn, daß Quellen und durchfließende Riesel reichlich Kresse oder sonstige vom Wilde gerne angenommene Nahrungspflanzen, wie die Himbeere und insbesondere Brombeere hochkommen lassen.

Diese Beobachtung habe ich als alterfahrener Waidmann nicht nur seinerzeit in meinen eigenen Pachtrevieren im Fogarascher Gebirge, sondern auch in den vernachlässigten, dürrgebrannten Kahlschlägen des Retezatgebietes mehrfach machen können.



Die absolute Ruhe in einem Gebiete hat überdies den großen Nachteil für die Pürsche, wo keine oder nur schlecht im Stande gehaltene Steige sich befinden, daß die Beweglichkeit durch das bis an den Unterleib reichende Dürngras gehindert und bei Nässe sogar zur Tortur wird, abgesehen davon, daß das mühsame Vorwärtsschreiten niemals geräuschlos erfolgen kann. Bei steilen Hängen wieder ist bei dem Bewuchs mit den glasglatten, dünnen Halmen die Gefahr des Abgleitens eine viel größere, als auf dem von Haustieren abgeweideten und mit Schafsteigen versehenen Hängen. Mich hat meine 45jährige Erfahrung im übrigen gelehrt, daß die Gemse sich um das Großvieh gar nicht kümmert und selbst vor den Schafen nicht flüchten würde, wenn nicht jede Herde eine Unmenge Hunde mit sich führen und nicht jeder Hirtenjunge, wenn er eine Gemse sieht, Steine abkollern lassen oder in landesüblicher Weise durch lautes Geschrei diese zur Flucht veranlassen würde.

Ich schoß und fehlte manchen Gams, der ganz vertraut in den Felsen oder Erlbüschen stand, während rings um ihn die Schafe weideten und kein Hund sie molestierte.

Wie sehr das Wild die vom Weidevieh verlassenenen grünen Alpweiden liebt, das weiß jeder halbwegs erfahrene Hochgebirgsjäger. An sonnig warmen Tagen stehen dann die Gamsrudel auf saftig-frischen Grashalden, indes selbst Bären, Sauen und das wenige Rotwild allseits draußen zu sehen sind.

Bei Dürre ist natürlich das Gegenteil der Fall. Da ist oben von Schafen und Weidevieh alles kahl gefressen, ohne daß in regenlosen Zeiten ein frischer Nachwuchs gefolgt wäre. Dann ist kahl und öde in den Karren und Felsenkesseln, da steht alles Wild im schattig-kühlen Walde und äst sich entlang der Wassergräben und Riesel, wo es noch saftig-frisches Grün gibt.

Dann ist es allerdings schwer, unter solchen Umständen in den Hochlagen Gemswild anzutreffen.

Da pfeift es überall schrill von allen Seiten her, doch zu Gesicht bekommt man unter solchen Umständen keinen Gams.

Wer alle diese Verhältnisse nicht aus eigener langjähriger Erfahrung kennt und nur als seltener Gast ab und zu die Berge zu einer Treibjagd besucht, ist bei solchen Ausnahmeverhältnissen gerne geneigt, diesen Umstand auf das ganze Gebiet zu verall-



gemeinern und anzunehmen, daß überhaupt kein oder sehr wenig Gamswild im Gelände steht, oder es wird dessen Heimlichkeit und seltene Sichtigkeit als Folge einer Seuche angenommen.

Ich will von den vielen Fällen, die ich diesbezüglich erlebt habe, nur zwei Trockenjahre hervorheben. Das erste Mal machte ich im Jahre 1908 in meinem damaligen eigenen Pachtreviere, der „Viştea Mare“ im Fogarascher Gebirge, wo ich einen Stand von ungefähr 250 Stück Gamswild hatte, diese Erfahrung. Als ich zur Brunft Ende Oktober in die Hochlagen kam, war alles dürr und kahlgebrannt. Die Graslehnen waren mit einem fahlen Gelb, anstatt mit frischem Grün überzogen. Der Gebirgsbach trat nur als Riesel an der Grenze der Waldregion nächst der Sennhütte aus seinem Felsenbette hervor. Gamsen waren weit und breit weder in den beiden großen Karren noch auf den beiden Talhängen zu sehen. Selbst Adler und die großen Aasgeier waren aus den Bergen verschwunden. Das ganze Gebirge war so öde, daß ich durch volle 8 Tage nur einen vereinzelt Bock sehen und erlegen konnte. Als ich aber im Abstiege mit meinen Leuten verhältnismäßig tief unten im gemischten Bestande treiben ließ, da wimmelte es dort von Gamswild.

Ähnlich erging es mir im Jahre 1928 bei einem Jagdzug im Spätherbst mit dem bekannten Naturwissenschaftler Graf Eugen T e l e k y im Retezatmassiv, wo wir bei der herrschenden Dürre nur vereinzelt Gamswild in den von der Sonne versengten Hochlagen antrafen und nur mit vieler Mühe unsere wenigen Gamsböcke heimbrachten.

Bei dieser Gelegenheit sei mir auch noch einiges über die Wetterempfindlichkeit unseres Hochwildes und insbesondere über jene der Gemse zu sagen gestattet.

Daß der in der Vollbalz stehende Auerhahn nach dem Einstreichen am Abend verschweigt, wenn er für den kommenden Tag schlechtes Wetter spürt, oder umgekehrt bei Schneetreiben wie toll balzt, wenn der folgende Tag schönes Wetter verheißt, ist eine uns Hahnenjägern altbekannte Tatsache.

Weniger dürfte es in Jägerkreisen verbreitet sein, daß bei Sturm das Schalenwild sich in die tiefen Gräben, in den Windschatten,



steckt, wo es vom kalten Luftzuge, insbesondere bei Nordwest, unberührt bleibt.

Diese lokale Wanderung ist natürlich bei dem im bedeckten Gelände stehenden Wilde nicht oder nur schwer zu beobachten, während sich dies bei den in den freien Hochlagen stehenden Gamsen sehr leicht feststellen läßt.

Äsen bei schönstem Wetter die Gamsrudel talab ziehend, oder sehen wir dieses Wild am Morgen am Rande der Waldregion stehen, dann ist die Sache verdächtig, dann können wir sicher sein, daß uns spätestens der folgende Tag einen Wettersturz bringt.

Ganz besonders auffallend ist aber das Benehmen unseres Krickelwildes vor einer plötzlich einsetzenden Unwetterkatastrophe.

Ich saß einst im Retezatmassiv mit einem alterprobten Bauernjäger nach Erlegung eines Bären bei herrlichstem Sonnengolde inmitten aromatisch duftenden Bergwacholders und ließ mir den mitgeführten Mundvorrat schmecken, als plötzlich rechts ober uns im Gefelse eine Gams erschien. Wir drückten uns sofort zu Boden und beobachteten neugierig, was diese wohl vorhatte. Bald darauf erschien eine zweite und dritte und in kürzester Zeit flüchteten an 25 Stück in langer Linie eine hinter der anderen gegen uns herab, die wir am Rande der Waldgrenze saßen. In voller Flucht talab passierte die Schlangenlinie auf kaum vierzig Schritte neben uns, so daß es mir ein Leichtes war, den am Schlusse nachfolgenden Bock im Feuer umzulegen, worauf der ganze Trupp im dichten Fichten- und Latschenbestande unter uns verschwand.

Erfreut über den ganz unverhofften und leicht errungenen Erfolg, streckten wir uns behaglich im erwärmenden Sonnenschein aus, um nach etwa einstündiger Rast den Aufstieg anzutreten.

Wir waren aber kaum eine halbe Stunde unterwegs und hatten eben einen Felsgrat erreicht, als uns dort heulend ein Windstoß empfing, der alsbald in einen Sturm umschlug und aus dem Haßegttale finstere Wolkenschwaden herantrieb. Eine für uns recht unangenehme Überraschung, da wir noch zwei Stunden Weges bis zur Jagdhütte hatten. — Noch eine halbe Stunde bergan, dann aber wurde der Sturm zum Orkan. Leicht ange-



zogen, hieße Stehenbleiben Selbstmord begehen und so ging es, um warm zu bleiben, bei strömendem Gußregen und höher oben einsetzendem Schneetreiben unentwegt aufwärts, bis wir endlich, bis auf die Knochen durchnäßt, trotz des scharfen Anstieges vor Kälte klappernd, das Jagdhaus erreichten.

Auch diesmal waren die Gamsen das lebende Barometer, welches wir leider, im Felsenkessel gegen Wind geschützt und durch den warmen Sonnenschein getäuscht, nicht verstanden hatten.

Zu diesem Wechsel der Einstände im engeren Sinne, kommt noch die Wanderung des Gamswildes im weiteren Sinne hinzu.

Der verbreitete Glaube, das Gamswild beschränke sich stets auf dieselben Einstände, oder besser gesagt, auf die gleichen Gebiete, ist vollkommen falsch.

Wie bei uns z. B. das Rotwild im Frühjahr in die tieferen Lagen und insbesondere in Schläge und den Laubwald herabwechselt, um im Herbst wenn die Brunftzeit angeht, allmählich hinauf in die Hochlagen zurückzuwandern, so wechselt, abgesehen von dem zwangsweisen Abwandern, bedingt durch den Schaf- und Viehabtrieb, auch die Gemse von einem Gebirgstheil in den anderen, was alterfahrenen Gamsjägern und insbesondere mir, der ich bereits — wie schon erwähnt — 45 Jahre auf dieses Krickelwild jage, keine besondere Neuigkeit bedeutet.

Wer als Gamsjäger die Augen halbwegs offen hält, muß die Wahrnehmung gemacht haben, daß mit dem Abtriebe der Vieh- und insbesondere der Schafherden, besonders bei einsetzendem herbstlichem Blätterfalle, das Wild aus dem derzeit stets unruhigen Laubwalde und gemischten Bestände des hernieder-raschelnden oder bei Luftzug rauschenden, fahlen oder verwelkenden Laubes wegen den stillen Nadelwald oder die freien Hochlagen aufsucht. Dies gilt hauptsächlich für das ungemein vorsichtige und gegen Geräusche empfindliche Bärwild und insbesondere für den scheuen Gams. Allmählich wechselt um diese Zeit das Gamswild, das nunmehr auch in den Haarwechsel tritt, aus dem kühlen Waldbestand auf die sonnigen Lehnen, wo mit einsetzender Brunft dann die Böcke ihre „Scharln“ in die hochgelegenen Karre und Felsenkessel zusammentreiben. Mit fortschreitender Brunft und kühler einsetzendem Wetter wechselt



dann das Gamswild aus den tief beschatteten Nordseiten auf die warmen Sonnenlehnen. Hier verbringen sie hauptsächlich den Winter, da dort entweder das wärmende Tagesgestirn oder der heiße Föhn selbst wintersüber, den auf den Südseiten meist wenigen hohen Schnee hinwegfegt oder rascher zum Schmelzen bringt, so daß zur lebenerweckenden Wärme auch reichlich Nahrung frei wird.

Das Gegenteil setzt mit sommerlicher Wärme ein. Da verläßt unsere Alpengazelle mit ihrer noch immer dichten Behaarung die warmen Sonnenlehnen, um sich auf nördlich gelegenen Schnee- und Eisfeldern gegen die heiße Sonnenglut Kühlung zu verschaffen. Da kann der Tourist auf seiner Kammwanderung stets das meiste Gamswild auf den kühlen Nordseiten beobachten und auf den ausgedehnten Firnfeldern dem munteren Treiben der herumtollenden Kitzen zusehen, während auf kühlem Schneefelde die Muttergeißen wiederkäuend die Lebensfreude und den Frohsinn ihres Nachwuchses mit steter Wachsamkeit betreiben.

Dieses Wandern des Gamswildes kann man ganz besonders im Fogarascher Gebirge sehr gut beobachten, wo der einzige Grat, die alte Reichsgrenze, scharf von Süd nach Norden trennte. Gleiches gilt natürlich im allgemeinen für den Retezat, obwohl dieser mehr ein blockartiges Massiv, als ein mit scharfem Grat streichendes Kettengebirge darstellt.

Daß kein komplettes Abwandern in dem hier angeführten Sinne stattfindet, ist ja selbstverständlich, bleiben doch immer einige alte Latschenböcke und vereinzelte Gams, meist Geltgeißen, zurück, da ja keine Regel ohne Ausnahme sein kann.

Während aber die Gemse meist in ihren neugewählten Einständen verweilt, kann man bei Sau- und Bärwild nach dem störenden Blätterfall ein regelmäßiges Rückwandern aus den Hochlagen nach den tiefer gelegenen Bergfüßen feststellen, und zwar insbesondere dann, wenn Buchel- und Eichelmast oder gar Haselnüsse und Brombeeren den Waldboden reichlich bedecken. Da setzt allerdings jene Zeit im Herbst ein, wo das ungeschlachte Bärwild und die ritterliche Sau an ihre Sterblichkeit gemahnt werden.

Fehlt aber das Waldobst gänzlich, wie dies im Herbst 1930



der Fall war, dann kann man allerorts im freien Hochgebirge Meister Braun entweder auf den grünen Grummethalden nächst den Sennhütten weiden oder auf den sonnig-freien Tallehnen nach der roten Preißel- oder blauen Heidelbeere suchen sehen. Es ist dann ein ganz besonderer Genuß, einem dieser tief-schwarzen Recken stundenlang zuzusehen, wie er, mitunter ganz sorglos mit den Tatzen, oft ganze Heidelbeerbüsche in den Rachen schiebt. Ein Vergnügen, welches sich mir speziell im Herbst 1932 bot, wo ich gleichzeitig an einer Lehne vier äsenden Bären zusehen konnte.

Weil wir aber eben von diesem wehrhaften, anderwärts bereits ausgerotteten Wilde sprechen, so wäre es entschieden eine fehlerhafte Unterlassung, diesem hier nicht eine größere Aufmerksamkeit zu widmen.

### Bär

Der Bär ist entsprechend der überaus vernünftigen Maßnahmen der staatlichen Jagdkammer im ganzen rumänischen Karpathengürtel in steter Zunahme begriffen. Die seit November 1927 verlautbarten Maßnahmen, daß keine Bärinnen, die Junge führen, kein Jungbär unter 2 Jahren und schließlich kein Bär ohne Erlaubnis der Jagdkammer vor dem 1. September geschossen werden darf, hat seine wirklich segensreichen Früchte getragen, da tatsächlich nunmehr überall in allen größeren zusammenhängenden Gebirgsstöcken der Bär Standwild geworden ist. Selbstverständlich ist sein Kontingent auch im Retezatgebirge merklich in die Höhe geschnellt und er findet sich da in allen Farbenabstufungen vom fahlen Semmelgelb bis zum tiefen Schwarz überall vor. Die landesübliche Unterscheidung von Ringel-, Ameisen- und Schwarzbären ist lediglich für die gleiche Art, den braunen Bären, *Ursus arctos*, gemeint, da, abgesehen von den Farbenvarietäten, fast jeder junge Bär sein weißes Ringlein um den Hals trägt, welches mancher in höherem Alter verliert, andererseits jeder Bär, insbesondere aber Jungbär, sich an den Eiern, Larven und dem wimmelnden Inhalte der Ameisenhaufen gern delektiert. Also Artverschiedenheiten, wie sie selbst von Naturwissenschaftlern gern künstlich konstruiert werden möchten, gibt es durchaus nicht.



Da meinerseits sowohl im „Kosmos“, als auch in der „Hohen Jagd“, Verlag Paul Parey Berlin, ausführlich über den Bären geschrieben wurde, möchte ich hier nur ein Thema behandeln, welches ich eigentlich nirgend erschöpfend behandelt sehen konnte, das ist über das Einsetzen der Bärzeit.

Erfahrungsgemäß kommen Jungbären Ende Januar bis Anfang Februar zur Welt. Da nach den in Tiergärten und städtischen Zwingern gemachten Beobachtungen Bärinnen 7 Monate tragen, so fällt für gewöhnlich die Bärzeit in den Monat Juni. Da aber die Hitze der Bärin sich nicht immer regelmäßig einstellt, andererseits es längere Zeit braucht, bis sich bei diesen unermesslichen Waldgebieten die Geschlechter finden, zieht sich die Bärzeit bis Ende Juli, ja selbst bis Mitte August hinaus, eine Beobachtung, die ich im Verlaufe von 45 Jahren im Vereine mit Bauernjägern und Schafhirten gemacht habe und besonders jetzt als königlich rumänischer Hofjagdleiter samt dem mir unterstellten Jagdpersonal unentwegt noch machen kann. Den Begattungsakt selbst konnten weder ich noch meine Leute und Jäger jemals sehen, doch lassen die um diese Zeit häufigen Spiele und tollen Hetzen oder das unruhig-hastige Wechseln männlicher Bären auf den erwachenden oder bereits erwachten Geschlechtstrieb schließen. Ferner spricht auch der Umstand dafür, daß beim Abschusse von zwei sich um diese Zeit folgenden Bären der rückwärtige sich stets als der männliche herausstellte. Als weiteren Beweis hiefür führe ich noch an, daß der hungrige, abgebrunfete Bär, durch das um diese Zeit reifende Strauchobst nicht genügend gesättigt, sich an Herdentieren vergreift, was er sonst das ganze Jahr hindurch unterläßt. Juli-August sind die Zeit, wo der herabgekommene, hungrige Bär Rindvieh und Schafe zu reißen beginnt, was von mir und vielen anderen Herrenjägern gelegentlich des Abschusses am Riß festgestellt wurde.

Daß es auch andererseits, wie überall, Ausnahmen von der Regel gibt, ist selbstverständlich. So stellte ich während des Krieges in den Nordkarpathen hinter der Stellung meiner Brigade, zwischen Pantir und dem Tartarenpaß, fest, daß eine junge Bärin erst Anfang April ihre Jungen unter dem Wurzelwerk einer gestürzten Tanne warf, indes ich gelegentlich einer Pürsche,



Ende September, im königlichen Leibgehege, Giurghiu genannt, ein etwa ein Monat altes Bärlein spürte, das noch am gleichen Tage von einer Rotte Wölfen gerissen worden war. Wir fanden im Pansen des aus dieser Rotte herausgeschossenen Wolfes noch die frischen Reste, Haare, Knochen, Hautfetzen, ja sogar einen Teil des aus Wespenlarven bestehenden Mageninhaltes des Bärleins vor.

Das Bärlein, das wir um ungefähr 6 Uhr morgens frisch über einen feuchten Waldweg gespürt hatten, befand sich um 9 Uhr, als wir den Wolf schossen, bereits in dessen unersättlichem Wanst. Dieses Bärlein, welches Ende September  $1\frac{1}{2}$ , höchstens 2 Monate alt gewesen sein kann, konnte nur, sagen wir, Mitte oder Ende Juli zur Welt gekommen sein, somit muß der Begattungsakt 7 Monate vorher, also etwa November oder Dezember, erfolgt sein.

Solche Verspätungen im Satz kommen beim Wilde überall vor. Hat man doch schon Hirsche im Januar röhren gehört, was auf brunftige Tiere um diese Zeit schließen läßt, indes ich Ende August frisch gesetzte Frischlinge in den Hochlagen gespürt habe.

Im Retezatgebiete z. B. sah ich Anfang August einen Bären mit tiefem Windfang einer Fährte hitzig folgen, wo sich außer Reh und Gamsen nur Bärwild vorfand. Er konnte meiner Ansicht nach nur einer Bärenwitterung, wahrscheinlich jener einer Bärin nachhängen.

Ich fasse daher mein Endurteil zu folgendem Schlusse zusammen: Tragzeit, wie in der Gefangenschaft festgestellt, 7 Monate. Beweis hiefür, daß fast alle auch von mir aufgefundenen Würfe in die Zeit Januar bis Anfang Februar fielen, und daher unumstößlich auf die Hitze der Bärin und die entsprechende Bärzeit im und um den Monat Juni zu schließen ist, wie die von mir hier vorangeführten Beobachtungen und Erlebnisse darlegen.

Diese Regel schließt im Sinne des Vorangeführten jedoch keine Ausnahmen aus, wie sie überall im Tier- und Vogelleben vorkommen.

Als nicht uninteressant seien hier, der Vollständigkeit wegen, noch einige Kraftstückchen von Bären angeführt, die den Beweis liefern sollen, welch ungeheure Muskelkraft einem ausgewachsenen Tiere innewohnt.



Daß ein Brantenschlag sowie der Biß eines Bären keine Kleinigkeit sind, dürfte wohl jedermann bekannt sein, doch in welcher furchtbarer Weise und mit welcher Kraftentfaltung ein solcher geführt wird, ist nur jenen bekannt, die Gelegenheit haben, diesen zottigen Gesellen in seiner vollen, ungebundenen Freiheit zu sehen oder dessen räuberisches Handwerk mitzubeobachten. Ein Kraftstückchen jedoch, das alle meine bisherigen Erfahrungen und Erlebnisse in dieser Beziehung weitaus in den Schatten stellt, ist das Durchbeißen eines Gewehrlaufes. Um auch dem Laien und Besucher meiner Trophäensammlung einen Begriff zu geben, welche unbändige, furchtbare Kraft in der Muskulatur dieses sonst so harmlos aussehenden Tieres steckt, habe ich diesen Lauf dortselbst als Reliquie und Sehenswürdigkeit aufbewahrt.

Am sogenannten Grintz, einem Revierteile der am Fuße unserer Berge gelegenen rumänischen Gemeinde Săliște, hatten sich mehrere Schwarzkittel in den Alpenwiesen unangenehm fühlbar gemacht. Um nun diesen das Handwerk zu legen, entschloß sich ein schneidiger Bauernjäger, Petru Damaskin Lavu, mit den beiden jungen Söhnen des Notärs Savu aus dem Nachbarorte Vale den Ansitz zu versuchen. Unweit eines Wassergrabens im schütterten Hochwalde wurde an einem stark betretenen Wildwechsel Posto gefaßt und vom herrlichsten Mondschein begünstigt bis spät in die Nacht hinein angesessen. Es mochte ungefähr halb 1 Uhr Mitternacht gewesen sein, als leises Knistern und Knacken im Unterholze ziehendes Wild ankündigte. Die drei hatten nicht allzu lange zu warten, als auch schon ein dunkler, massiger Körper erschien, der aber so nahe an dem sitzenden Bauernjäger vorbeizog, daß es diesem gänzlich unmöglich war, sein Gewehr zum Schusse zu erheben. Kaum aber hatte das Wild den Schützen passiert, so hatte es auch schon Wind bekommen und überfiel den nahen Graben, worauf sofort ein Schuß aus Damaskins Flinte jählings die nächtliche Stille durchbrach. Vom zuckenden Feuerstrahl selbst geblendet, war es keinem der drei Waidgenossen möglich gewesen, festzustellen, auf was eigentlich geschossen worden war, und in dem Glauben, auf einen Schwarzkittel abgekommen zu sein, wurden Hunde herbeigeholt, um mit diesen zu ermitteln, ob die Kugel saß oder nicht. Da sie nun unweit des Anschusses wütend Hals



gaben, so war Petru seiner Sache vollkommen sicher, und im Glauben, den vermeintlichen Borstenträger am folgenden Morgen an jener Stelle verendet vorzufinden, wurde in einer nahen Sennhütte das Nachtlager bezogen.

Nicht gering war aber am folgenden Morgen das Erstaunen der Jäger, als sie allerdings viel Schweiß, doch kein Wild vorfanden, überdies aber Lavu feststellte, daß er nicht auf eine Sau, sondern auf einen Bären mittlerer Stärke geschossen hatte. In dem dichten Unterholze und bei der herrschenden Trockenheit, es war im Juli 1900, gestaltete sich die eingeleitete Nachsuche äußerst schwierig, so daß bis etwa halb 10 Uhr vormittags, trotzdem alle drei getrennt die Dickung durchstreiften, kein Resultat erzielt worden war. Petru befand sich um diese Zeit eben an der Lehn eines Grabens im Abstiege, als er plötzlich einen wuchtigen Stoß von rückwärts erhielt, der ihn mehrfach überkollernd über den Abhang hinabschleuderte, wobei ihm gleichzeitig auch das im Arm schußbereit getragene Gewehr mit einem heftigen Ruck entrissen wurde. Als sich nun Damaskin von seinem Sturze erholt und dann die kleine Betäubung aus den Augen gewischt hatte, war sein Erstaunen kein geringes, nur wenige Schritte vor sich im Rinnsal der Grabensohle einen verendeten Bären zu sehen, dessen Fang die Läufe seines Gewehres krampfhaft festhielt, indes der gebrochene Schaft nur noch durch den Riemen damit in Verbindung stand.

Nachdem die beiden Begleiter rasch herbeigerufen waren, wurde leicht festgestellt, daß der schwer angeschweißte Bär sich unter einem dicht verwachsenen Wurzelüberhang eingeschoben hatte, woran Lavu achtlos vorübergeschritten war. Kaum war aber das verwundete Raubtier seiner ansichtig geworden, so nahm es ihn auch schon mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte an, wobei es jedoch, nur die Läufe des Gewehres erfassend, den Träger desselben über den Abhang hinabschleuderte, um dann selbst verendend im Graben zusammenzubrechen. Als man daran ging, die Gewehrläufe aus dem grimmig dräuenden Rachen des schwarzen Ungetüms herauszuziehen, war man nicht wenig überrascht, sie an drei Stellen durchbissen zu finden. Die Läufe gehörten einer einfachen Lancaster-Doppelflinte an und bestehen ihrem Gefüge nach aus Bostondamast. Die durchbissenen Stellen



sind ziemlich scharfkantig und beiderseits derart weit, daß sich darauf unschwer erkennen läßt, daß die Fangzähne des Bären bis an das Zahnfleisch bzw. bis an den Kieferknochen hinab in die Läufe gedrückt worden waren.

Die Untersuchung des Schußkanals ergab, daß das Geschloß, und zwar eine Rundkugel, von rechts rückwärts die Flämen durchschlagen und links vorne am Vorschlag den Körper verlassen hatte. Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß das Tier, durch den Schmerz und den Schweißverlust geschwächt, noch immer, wenn auch nur im letzten Todeskampfe, in der Lage war, mit einer derartigen Kraft ein fast zwei Millimeter starkes Eisen beiderseits zu durchbeißen, so drängt sich unwillkürlich von selbst die Frage auf: wie furchtbar und mit welcher zermalmender Kraft muß erst der ausgewachsene, gesunde Bär den Gegenstand vernichten, der seiner unberechenbaren Wut oder seiner Raubgier zum Opfer fällt. Unheimlich krachen und knacken dann die Knochen der von ihm gerissenen Beute, und lange noch dringt das Ächzen und Stöhnen des von ihm geschlagenen Opfers durch den stillen Wald. Möge daher eines jeden echten Bärenjägers guter Stern ihn davor bewahren, daß Meister Braun seine Glieder und Knochen einst zu ähnlicher Musik benütze.

Es war im Jahre 1906, wo sich die Bären ganz besonders den Feldfrüchten schädlich erwiesen. Insbesondere am Fuße des Fogarascher Gebirges machten sich die Bären in den Maisfeldern empfindlich bemerkbar und kam es besonders unweit des Ortes Oberschebesch zu einem bösen Renkontre zwischen einem Bären und einem Bauernschützen, der beinahe jenem achtungsgebietenden Feind zum Opfer gefallen wäre.

In den Maisfeldern dieser Ortschaften hatten sich Bären und Schwarzröcke eingefunden, die den armen Bauern durch Vernichtung ihrer Ernte ganz empfindlichen Schaden zufügten. Da nun Wachtfeuer, Lärm und Trompetenblasen am Waldrande nur von geringem Erfolge waren, so entschlossen sich einige Bauern, am Rückwechsel der Bären zu lauern, um so vielleicht einen von ihnen unschädlich zu machen. Vorerst kam aber der Bauer Dănilă Ionaş, ein alterprobter Jägersmann, auf den schlaunen Gedanken, am Wechsel eine Legeflinte anzubringen, um auch schon so einen Erfolg zu erzielen.



Da dies aber nichts nützte, weil der Bär mit seiner feinen Nase den Braten roch und die Maschinerie umging, so nahm Dănilă die Geschichte bei Tagesgrauen wieder auseinander und stellte sich mit vier anderen Ortsgenossen am Waldrande an den Rückwechsel der Bären auf Vorpaß. Es währte gar nicht lange, da krachte auch schon ein Schuß bei einem seiner Nachbarn, und das Schmerzgebrüll eines getroffenen Bären gaben ihm den Beweis, daß der Hagel saß. Am Anschuß fand sich reichlich Schweiß, worauf zwei Bauernhunde geschnallt wurden, die dann auch alsbald im Stangenholz Laut gaben.

Dănilă hieß nun die anderen zurückbleiben und kroch in der Richtung der halsgebenden Hunde vor. Er war aber käum einige hundert Schritte in der Richtung vorgedrungen, als er ganz plötzlich und unvermutet von dem angeschossenen Bären angenommen wurde. Der rasch auf diesen abgefeuerte Schuß brachte ihn zwar zu Falle, doch im nächsten Moment erhob er sich und stürzte mit furchtbarem Gebrüll auf den Schützen, der in der Aufregung das Züngel des zweiten Laufes nicht mehr finden konnte und so von der wütenden Bestie über den Haufen gerannt wurde. Nun entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, wobei die Bärin, denn eine solche war es, trotz ihrer schweren Verwundungen die Oberhand gewann.

Vor allem hatte sie den am Rücken liegenden Alten mit den Fängen am Kopfe gefaßt und hätte ihm gewiß die Schädeldecke zermalmt, wenn nicht auch noch die Hunde in den Kampf gegen die wütende Bestie unterstützend mit eingegriffen hätten. Dănilă wehrte sich mit aller Verzweiflung so gut er konnte, als ihm aber die Bärin zwei schwere Bisse am rechten Bein und überdies an beiden Armen beigebracht hatte, begannen seine Kräfte zu erlahmen. In diesem kritischen Augenblick, durch das Hilfesgeschrei des Bedrohten herbeigeloct, gelang es endlich einem anderen Bauern, die Bärin am Leibe des Alten mit einem Schusse zu erlegen, so daß das schwere Tier noch mit voller Wucht über dem Verwundeten zusammenbrach.

Dănilă lag lange in Hermannstadt in Spitalsbehandlung und die behandelnden Ärzte mußten all ihre Kunst aufbieten, um ihn am Leben zu erhalten.



Im übrigen hatte dieser Bauer schon vorher einmal in Lebensgefahr geschwebt, wobei er von einem Keiler umgerannt wurde und es auch damals nur der Hilfe seines Nachbarn zu verdanken hatte, daß er mit dem Leben davonkam.

Überhaupt ist es kaum zu glauben, mit welcher Tollkühnheit mitunter unsere Schafhirten eingebrochenen Bären den Raub abzufragen wagen, obwohl mancher von ihnen solchen Unverstand schwer hat büßen müssen. So ereignete sich im gleichen Sommer der Fall, daß jenseits unseres Grates, auf der damaligen reichsrumänischen Seite ein Bär häufig in eine Schafherde einbrach, um sich dort ein Schaf nach dem anderen zu holen. Da es einem der Hirten gelungen war, dem Einbrecher ein Schaf abzufragen, so wurde dieser derart verwegen, daß er, als der Bär in einer Nacht erneuert einfiel, diesen mit dem Stocke von seinem Raube vertrieb. Der Bär faßte jedoch gleich wieder ein zweites und entfernte sich damit. Rasch nahm nun der Hirte eine alte, rostige, mit Nägeln und Eisenstücken geladene Flinte zur Hand und folgte ihm. Der herrschenden Dunkelheit halber kam er unvermutet nur auf wenige Schritte an den das Schaf zerreißen Braun heran und schoß ihm dann den ganzen Hagel auf diese kurze Distanz in die Weichen.

Nun aber stürzte sich das schwerverletzte Tier auf den Mann und bearbeitete ihn so lange seine Kräfte reichten, mit den Fängen und Tatzen, bis kein Knochen mehr an seinem Leibe ganz war und er blutüberströmt tot am Platze blieb. Als nun des Morgens die Leute der Sennhütte besorgt über sein langes Verbleiben Nachsuche hielten, fanden sie den beherzten Mann mit herausgerissenem Eingeweide, gebrochenem Genick und entsetzlich verstümmelt von dem mächtigen Leibe des ebenfalls verendeten Bären bedeckt vor. Das Raubtier hielt im Tode noch mit einer Tatze sein Opfer umfaßt.

Ähnlich erging es auch einem Hirten auf der sogenannten Strimba, den ein Bär aus gleicher Ursache furchtbar zerfleischte. Einen anderen Hirten rettete im gleichen Jahre sein zottiger Pelzmantel, den ihm der Bär während der Flucht von der Schulter gerissen hatte und dann im Glauben, auch darin einen Feind vor sich zu haben, zu Fetzen machte.

Viele ähnliche Fälle ließen sich noch über Bären und insbe-



sondere von Keilern berichten, denen Menschenleben zum Opfer gefallen sind. So befindet sich ein Hauer in meinem Besitze, durch welchen zwei Menschen und ein Hund in wenigen Minuten von einem Keiler getötet worden waren.

Ein anderes Kraftstückchen eines Bären erlebte ich einmal bei einer Luderhütte, wo ich einen alten Gaul im Herbst vergraben hatte. Wölfe und Bär hatten diesen angenommen, doch da der Winter sehr streng war, fror er ein, indes sich der Bär in sein Lager eingeschlagen hatte.

Als ich nun im Frühjahr zur Zeit der Hahnenbalz die Luderhütte aufsuchte, um dort wieder anzusetzen, machte ich die interessante Beobachtung, daß der Bär den im Boden eingescharten Teil des Pferdes ausgegraben und mit unglaublicher Kraft den eingefrorenen Kadaver von dort herausgerissen und fortgeschleppt hatte.

Ein zweites ausgelegtes Pferd trug mir einst ein Bär ganz fort, und zwar derart geschickt, daß ich auf dem Boden überhaupt keine Schleifspur davon sehen konnte. So ließen sich wohl noch viele solche Kraftstückchen von unserem sonst so harmlos und gemütlich aussehenden Meister Petz berichten, doch werden, glaube ich, auch diese wenigen Gewaltproben zur Genüge beweisen, welch große Muskelkraft diesem Urwaldrecken innewohnt und was ein Brantenschlag seiner scharf bewehrten Tatze für den Empfänger wohl zu bedeuten vermag.

Schließlich will ich auch noch ein kleines Bärenerlebnis aus dem Retezatgebirge schildern, welches so recht den Beweis liefert, wie sehr bei diesen Tieren die Mutterliebe entwickelt ist.

Ich hatte bis zum Herbst 1927 bereits an 26 Bären in den verschiedensten Situationen erlegt, und zwar beim Einbruch in Schafherden, am Reiß, auf Treibjagden, in der Höhle, bei besonderen sonstigen Zufällen und beim Beschleichen von Haustieren.

Mein Wunsch ging nun dahin, einer Bärin einmal ein Junges zu rauben oder vor ihr abzuschießen, um ihr Benehmen zu beobachten.

Diese Gelegenheit sollte sich im Herbst 1927 ganz unverhofft ergeben. Auf der Pürsche nach Brunftgams hatte ich einen Felsblock, der weite Aussicht auf das Hochgebirge bot, mit dem mich be-



gleitenden Rumänen erreicht, von wo wir zwischen wallenden Nebelschwaden hindurch nach Brunftböcken Ausschau hielten. — Doch nichts davon weit und breit! Als sich die Nebel für einige Zeit wieder teilten, gewahrte ich auf einer Alpweide eine alte Bärin mit zwei erwachsenen hammelgroßen Jungen. Nachdem ich mit meinem Begleiter festgestellt hatte, daß sich unter den beiden Jungen ein männlicher Bär befand, faßte ich den Entschluß, mich anzupürschen und diesen abzuschießen, um meinen diesbezüglichen Wunsch der Beobachtung und damit verbundenen Gefahr der Erfüllung zuzuführen.

Gedeckt durch Krummholz und Arvenstämme, gelangten wir hart an den Rand der Alpenweide an einen Felsblock, von welchem wir nochmals aus nächster Nähe das Geschlecht des einen Jungbären feststellen konnten. Mutter und die beiden Jungen weideten ahnungslos das frische Gras ab, indes wir hart an den Blößenrand herantraten und ich auf etwa 80 Gänge dem männlichen Bärlein die 6 mm-Kugel so aufs Hochblatt setzte, so daß es ohne sich noch weiter zu rühren, in sich selbst zusammenbrach. Auf die Detonation des Schusses hin flüchtete das andere Bärlein zur Mutter, während diese an den erlegten Jungbären heranschritt, diesen mit der Tatze umherschob, als wollte sie ihn zum Aufstehen bewegen. Da ihr dies nicht gelang, so suchte sie nach der Ursache des Todes ihres Jungen. Sie umkreiste vorerst mehrfach Umschau haltend das Junge und erhob sich schließlich auf die Hinterbranten, um Wind zu nehmen.

Den hatte sie scheinbar von uns bekommen, denn sie schritt mit hochgehobenem Haarkamme direkt auf uns zu.

Meinem Begleiter wurde die Sache immer unheimlicher, so daß er mir unentwegt „schießen, schießen!“ zuflüsterte. Ich hielt stand. Wollte ich doch sehen, was kommen werde, da zur Notwehr noch immer genügend Zeit war. Als aber die Bärin bis auf 30 Schritte an uns heran war und ich nicht schoß, riß es meinen Mann zur Umkehr. „Schreie sie an, sonst muß ich sie totschießen“, flüsterte ich ihm hastig zu, worauf er ein solches Zetermordio anhub, daß die Berge wackelten und die Bärin für einen Augenblick stutzte, und als auch ich noch laut zu schreien begann, wendete sie und trollte sich mehrfach pustend und sich nach uns umsehend an den jenseitigen Waldrand zurück, wo sie





Meine Waidgenossen 1922 aus dem Gales. Rumänen aus Nucşoara

erneuert verhoffend sich aufrichtete und unentwegt nach uns herüberäugte, indes P u r d e a, so hieß mein Rumäne, unaufhörlich was die Lunge hielt aus vollem Halse ihr „Dute la dracu! Geh zum Teufel!“ zuschrie. Wohl fünf Minuten stand die wehrhafte Bärin hoch erhoben uns gegenüber, bis schließlich das Junge in den Wald hinein flüchtete und die beherzte Mutter mitnahm.

Jetzt erst konnten wir an das tote Junge heran, das schon ein ganz stattliches Bärlein darstellte und gänzlich ausgeweidet meinem Begleiter und dem hinzugekommenen Jäger Valer beim Bergantragen manchen Schweißtropfen kostete.

Viel mehr als die Gemse ist Meister Braun von den Äsungs- und meteorologischen Verhältnissen beeinflusst. Sein ungeschlachter Leib braucht eine entsprechende Ernährung und so ist er zu unentwegter Wanderschaft gezwungen, um, den Jahreszeiten entsprechend, leidlich auf seine Rechnung zu kommen. Vor allem ist er Vegetarier. Gras, Lattiche, Kressen, Brennessel, Heidel-, Preißel- und Brombeeren, Eicheln, Bucheln, wilde Äpfel und Birnen sowie die roten Ebereschenfrüchte, das sind



seine Lieblingsgerichte. Dazwischen wird ein Ameisenhaufen seines wimmelnden Inhaltes beraubt, eine Eidechse, ein Frosch, eine Schlange oder ein Käfer nicht verschmäht. Gibts wo ein Aas, da ist er natürlich auch dabei. Hauptsächlich die Millionen von Fliegenmaden, die schließlich den ganzen Kadaver erfüllen, löffelt er mit seiner langen Zunge zu Tausenden auf.

Carnivore ist er, wie ich vorhin erwähnte, hauptsächlich nach der Bärzeit. Ausgesprochene Fleischfresser unter ihnen sind meist nur solche Bären, die sich wintersüber nicht einschlagen und dann gezwungen sind, sich an Wildsauen schadlos zu halten. Gibt es bei solchen Anlässen, besonders zur Rauschzeit, Zusammenstöße mit wehrhaften Keilern, dann fließt freilich Blut auf beiden Seiten und nicht selten zerfleischen sich die beiden Recken derart, daß sie beide am Kampfplatz bleiben, was schon mehrfach festgestellt wurde.

Daß der Bär selbst vor Kannibalismus nicht zurückscheut und tote Artgenossen verzehrt, habe ich zweimal feststellen können.

Wie vorhin erwähnt, wechselt der Bär je nach der betreffenden Jahreszeit, die entsprechende Nahrung suchend, unستet umher. Er kann daher nicht als ein ausgesprochenes Standwild für bestimmte Revierteile bezeichnet werden. — Ich schätze daher den Stand an Bären im ganzen Retezatmassiv auf ungefähr 100 Stück, die je nach den Äsungsverhältnissen einmal da und einmal dort in größerer Zahl angetroffen werden.

### Wildschwein

Das Wildschwein ist ebenso wie der Bär und Wolf ein ruheloser Wanderer, und da seine Lebensgewohnheiten jenen des Bären ähneln, so will ich von seiner weiteren Beschreibung absehen.

Wie der Waidmann bei Erlegung eines Bären voll Stolz und von Genugtuung erfüllt auf seine Beute herniederblickt, so sehr begeistert ihn auch die wilde Hatz hinter der hauenden Sau.

Ja fürwahr, es gibt nichts Schöneres, als einen schnaubenden Bassen von den Hunden gestellt, oder in flüchtiger Hatz, wie eine Pflugschar durch die Dickung brausen und prasseln zu sehen; dazu noch die Poesie der herrlichen Winterlandschaft mit dem im Rahreife glitzernden und gleißenden Geäst. Die schwarze Masse des Urwaldrecken in eine dichte Wolke feiner



Eiskristalle gehüllt, das alles gibt der Jagd, vereint mit der damit verbundenen Gefahr, die das Waidwerk auf ein so ritterliches Wild mit sich bringt, einen ganz unbeschreiblichen Reiz. Und wenn dann gar nach langer Hatz durch Busch und Wald der mächtige Leib, von einer Kugel durchbohrt, von den Rüden gedeckt, zu Füßen seines Überwinders liegt, dann tritt zur Freude der gelungenen Jagd noch die innere Befriedigung körperlicher Leistungsfähigkeit und zäher Spannkraft hinzu.

Und doch. Wo ist die schöne Zeit, da dieses wehrhafte Tier in männlich offenem Kampfe Aug um Aug, mit Schwert und Speer zu Falle kam. Wo die Männer, die mit kaltem Blut und Muskeln aus Stahl über die Kraft und Ungestüm dieses erymanthischen Wildes den Sieg errangen.

Für immer vorbei die goldene Zeit, wo das edle Waidwerk durch Urwald und Sumpf als Vorschule des Krieges galt. Leider auch bald dahin die köstliche Zeit, wo das wilde Gejauchze und Gebell der flüchtigen Rüden wie das Ungewitter hinter dem schnaubend einherstürmenden Keiler braust, daß das Herz hoch aufjubelt in wilder, sinnberückender Waidmannslust.

Deshalb, glücklicher Jägersmann, genieße die Zeit und nütze sie aus, die wilde, berauschende, mannhafte Jagd, so lange das Herz noch schlägt für Wild und Wald und so lange noch mit festem Griff die Faust den Kolben umfaßt.

Genieße, so lange es noch geht, diesen edlen Sport und eile mit Hussa zu fröhlichem Jagen!

Auch ich versuchte es in meinen jungen Jahren mit dem Speer auf Sauen zu jagen, doch nicht mit dem erwarteten Erfolg. Keiler schoben sich in die Dickungen ein, wo ich mit dem langen Speerschaft nicht durchkonnte, so daß ich lieber zum Stutzen greifen mußte, und wenn meine 7—8 Rüden einen Schwarzrock deckten, so war es dann eigentlich kein Bravourstück mehr, ihm die Lanze in die Flanke zu stoßen oder mit dem Hirschfänger abzufangen.

Ein alter, gesunder Basse glaube ich, hätte mich samt meinem Speer über den Haufen gerannt, denn 150—250 Kilogramm, trotz Hatzmeute in voller Wucht daherbrausen zu sehen, ist eine so imponierend gewaltige Masse, die noch dazu bei dem langen Schädel und den schützenden beiderseitigen Schildern, es un-



möglich macht, die Saufeder richtig und tödlich einzusetzen. Zwei mich annehmende Keiler legte ich mit den Kugeln mir zu Füßen. Einer allerdings stieß mich noch um und schlitzte mir den Ärmel auf, bis mich meine Hunde und dann ein Fangschuß aus dieser fatalen Situation befreiten.

So vornehm und hoch geschätzt die Folge mit den Rüden hinter einer Rotte Sauen ist, so wenig Poesie bietet die Jagd nach unserem scheuesten, vorsichtigsten und tückischesten Wild, dem Wolf.

### W o l f

Der Wolf ist ein Strauchdieb, Wegelagerer und gemeiner Mörder, im Gegensatze zu seinem edlen Vetter, dem Luchs. Der Wolf ist und bleibt, wo er erscheint, die Geißel einer geordneten Jagd. Er ist der gefährlichste Würger unserer Haustiere, insbesondere der Schafe und Pferde. Durch den Krieg hat hier sowohl wie überall in den Karpathen seine Sippe zugenommen, abgesehen davon, daß durch den Gefechtslärm und das ständige Geschützfeuer an der unteren Donau auch die dortigen fälschlich als kleinere Rohrwölfe bezeichneten Rudel sich nach Norden in die Waldungen der Vorberge und schließlich in die karpathischen Hochlagen verzogen.

Die Bezeichnung Rohrwolf mag er wohl seines Aufenthaltes wegen in den Rohr-, Weiden- und Audickichten der unteren Donau mit Recht verdienen. Ihn aber als kleinere Art zu bezeichnen ist falsch, denn dort gibt es genau so kapitale Kerle, wie bei uns in den Karpathenwäldern. Der Unterschied liegt nur in seinem jeweiligen Vorkommen. Viel schlauer als Reinecke, viel verschlagener und geradezu feig, furchtsam ist er, ein gemeiner Strauchdieb und Wegelagerer, der außer der Rassenverwandtschaft, nichts mit seinem so sympathischen Vetter Fuchs gemein hat.

Er ist zugleich überall und nirgend, und so ist der Jäger, Landmann und der Hirte, besonders im Hügel- und Flachlande, wo ihm das Gelände keinen bestimmten Wechsel vorschreibt, ihm gegenüber geradezu machtlos. Heute da, morgen dort, raubt und würgt er in seinem ewigen Heißhunger, was ihm zufällig unterkommt. Wird er von einer Beute vertrieben, so kommt er



zumeist nicht mehr dahin zurück, sondern reißt anderwärts ein neues Opfer. Der Schaden, den die Wölfe, abgesehen vom Reißen der Haustierte, verursachen, besteht hauptsächlich in der starken Beunruhigung des Reviers. Flüchtige Fährten allseits im Gelände, Öde der Brunft- und Äsungsplätze, die unglaubliche Scheu und Heimlichkeit des Schalenwildes; all dies sind untrügliche Anzeichen, daß Wölfe ins Revier hereingewechselt sind. Die lauteste Hirschbrunft kann plötzlich in das Gegenteil umschlagen, indem sich alles verkriecht und nicht ein Stück auf die freien Blößen tritt. Der ungeheuerere Schaden, den Wölfe anrichten, liegt auch in dem Umstande, daß die flüchtige Folge einer Rotte oder auch einzelner starker Stücke so lange währt, bis das auserkorene Opfer entweder ein Stück Fleisch aus seiner Keule verliert, oder, ermattet nach mehrfachem Stürzen, in Fetzen gerissen wird. Das Wild aber, das so einer Hatz durch besondere Umstände oder durch das Dazwischentreten von Menschen entgeht, geht meist an Lungen- oder Herzschlag oder an Erschöpfung ein. Im königlichen Leibgehege Gurghiu (Görgény) wurden in einem Winter allein 36 Stück Rotwild, meist trächtige Tiere und auch schwache Kälber, gerissen aufgefunden. Was wird wohl noch der Wald an Tragik verschwiegen haben! Am Retezat sind es hauptsächlich Rehe, Sauen und Gemsen, letztere lediglich in den hochgelegenen flacheren Alpenweiden, die seiner unermesslichen Raubgier zum Opfer fallen. Zum Glück schreiben ihnen hier die mancherorts sehr steilen Bergfüße bestimmte Wechsel vor, so daß, wie ich schon vorhin erwähnt habe, es dem dortigen Berufsjägerpersonal verhältnismäßig viel leichter gelingt, sie zu vertilgen als ihren Kollegen der flacheren Gebiete.

#### L u c h s

Ein Kavalier gegen den gemeinen Wegelagerer und Raubmörder Wolf. Still und heimlich schleicht er auf leisen Sohlen durch das Revier, das er zufällig auf seiner Wanderung erreicht. Er hat es niemals eilig, immer pürschend, oft verhoffend, einen höheren Felsblock oder gestürzten Stamm erkletternd, der ihm gute Fernsicht, einem Hochstande gleich, bieten kann, entgeht ihm als bestem Pürschjäger nicht die geringste Bewegung.



Die Mimikry seiner bunten, im Winter mehr grauen, im Sommer mehr rötlichen Decke, verbunden mit seinem vorzüglichen Auge und seinen unhörbaren Bewegungen, lassen ihn jede geringste Bewegung erkennen, jedes leiseste Geräusch vernehmen, das ihn sofort zur Bildsäule erstarren läßt. Eräugt er scharfen Lichte ein ihm würdig scheinendes Beutestück, dann drückt er sich zu Boden und schiebt sich schrittweise schleichend wie eine Schlange heran, stets starr sein Auge auf das auserkorene Opfer gerichtet. Sei es ein Haselhuhn, Auergeflügel, Hase, Rehwild oder Gemse, er beschleicht sie gleich vorsichtig und aufmerksam. Auf Sprungweite heran, schnellt er wie ein Pfeil vom Bogen los. Die kräftigen Tatzen schlagen wuchtig sein Opfer nieder, indes ein Biß in die Kehle dem Kampfe ein baldiges Ende macht.

Verfehlt er jedoch im Sprunge sein Ziel oder gelingt es seinem Beutetier zu entkommen, ohne es mit einigen Fluchten erreichen zu können, dann stellt er die Verfolgung ein und schreitet pürschend auf seinem Wechsel weiter.

Er hetzt nicht, bis das Wild erschöpft zu Boden stürzt und wie beim Wolf nach vielen Bißwunden ermattet nach langer Flucht in Fetzen zerrissen wird, sondern er pardonierte ritterlich, was er nicht mit den ersten Sätzen erfassen kann.

Das unterscheidet ihn vorteilhaft von seinem unedlen Waidgenossen, dem gemeinen Würger Wolf. Wo Wölfe durch das Revier trollen, da ist alles verscheucht und verkrochen, während der Luchs niemals beunruhigt, daher auch keine solche Plage eines Gebirgsteiles darstellt, wie der Wolf. Viel seltener als dieser vorkommend, bildet er nicht eine Geißel seiner wald- und felsgeschmückten Heimat, sondern vielmehr einen Schmuck, ein Naturdenkmal, welches ferneren Generationen erhalten bleiben soll. In den königlichen Hochgebirgsrevieren ist daher seine Vertilgung dem Jagdschutzpersonal verboten, und sein Abschluß bleibt lediglich dem allerhöchsten Jagdherrn, dessen hohen Gästen und Herrenjägern vorbehalten. Sein Bestand ist gering. Im ganzen Retezatmassiv wird seine Zahl kaum 10 Stück erreichen, ein Grund mehr, um diese buntgefleckte europäische Pantherkatze der Nachwelt zu erhalten.

Über das noch hier vorkommende kleine Raubzeug, wie Fischotter, Wildkatze, Marder, Iltis, Nörz und



Fuchs will ich keine weiteren Worte verlieren. Für ihre Erhaltung sorgt, trotz häufigen Abschusses und rationeller Verfolgung, ihre unwirtliche Heimat. Ihr Schaden fällt nirgends in die Wagschale, ihr Fehlen würde jedoch unsere Karpathenwälder ihres Schmuckes und ihrer Eigenart berauben.

Vom Wildgeflügel wäre vor allem das Haselhuhn und die hier allseits brütende Waldschnepfe zu erwähnen, indes das Birkwild merkwürdigerweise gänzlich fehlt. Dafür hat sich ein guter Auerhahnbestand erhalten, dessen Bejagung infolge der steilen Berghänge und der im Frühjahr noch immer mächtigen Schneelagen sich besonders im Retezatmassiv viel schwieriger gestaltet als in den anschließenden Karpathenwäldern.

Während das Auergeflügel sich ausschließlich auf den schützenden Tann und die dichtverfilzten Latschenbestände beschränkt, wo es ein heimlich stilles Dasein führt, werden die freien Hochlagen von den mächtigeren Vertretern der Avifauna, den weitbeschwingten Geiern und Adlern belebt. Da seien vor allem der

Mönchs- oder Kuttengeier (*Vultur monacus*) und  
Weißkopf- oder Gänsegeier (*Gyps fulvus*)

genannt.

Juli-August, wenn zahllose Schaf- und Rinderherden die Hochlagen bevölkern, da stellen sich, aus dem südlichen Balkan, Kleinasien und Afrika kommend, die mächtigen Geierarten ein, die im reißenden Gleitfluge über unsere Bergkämme streichen oder, gewaltige Kreise ziehend, die Karre und Felsenkessel nach verendetem Wild oder eingegangenen Haustieren absuchen. — Ihr Erscheinen wechselt stets nach der Zahl des Fallwildes. Ist irgendwo eine Viehseuche, da ist alles dort konzentriert, so daß man dann in anderen Gebirgstteilen nur vereinzelte Exemplare und wenige Irrgäste dahinstreichen sieht. Dabei ist der Comensalismus zwischen Geiern und dem *Corvus Corax*, dem Kolkraben, ein derart ausgesprochener, daß ich beruhigt sagen kann: Wo kein Rabe, kein Geier und wo kein Geier, da sicher auch kein Rabe! Große Herren haben im Menschenleben ebenso wie im Tierreich ihre Begleiter, mögen sie Sekretäre, Adjutanten oder sonstwie heißen, kurz



sie haben, je mächtiger sie sind, ihren Hofstaat; sie brauchen sich gegenseitig und so sind es die intelligenten und scharfblickenden Kolkkraben bei den Geiern, die als die besten Finder, Kundschafter, Sicherheitsorgane und beflügelte Schweißhunde der Geier- und Adlerarten im Hochgebirge bezeichnet werden können.

Hat einer dieser schwarzen Gesellen einen Kadaver entdeckt, oder fällt ein Schuß, der ihm aus Erfahrung verheißungsvoll erscheint, da hört man schon von weitem seinen krächzenden Laut erschallen, der aus einem anderen Gebirgsteile bald ebenso volltönend erwidert wird. Hat eine gute Kugel ihr Ziel erreicht, dann währt es nicht lange und schon umkreisen mit rauschendem Flügelschlage die Wotansvögel die abgestürzte Gemse oder das ihnen überlassene Gescheide.

Auf nahem Felsen aufgehakt, erschallt nun unentwegt und weithin hörbar ihr Lockruf durch die Berge, als frohe Kunde für ihresgleichen und die weitbeschwingten Adler und Geierarten, daß der Tisch gedeckt ist. „Korr, Korr“ tönt es dann durch Felsenmeer und Äther und alsbald schrauben sich schon majestätischen Fluges die ersten Gänse- und Kuttengeier, diese gewaltigen Repräsentanten transsylvanischer Avifauna, von dem ihnen wohlbekannten Rufe herangelockt, scharf auslugend heran.

Vorsichtig nähern sich nach und nach die schwarzen Polizeiorgane dem Kadaver. Sie fliegen zu und ab, umschreiten ihn stets, indem sie ihn und die Umgebung genau beobachten, bis sie sich voll und ganz von der Gefahrlosigkeit der Situation überzeugt haben. Der Frechste von ihnen nähert sich dem Fallwilde, besieht es von allen Seiten, und dann folgt die Generalprobe, indem einer der Raben dem Tierkadaver die Augen auszuhacken beginnt. Dies ist für sie das untrüglichste Zeichen, daß keine Gefahr und keine Enttäuschung von hier aus zu erwarten ist.

Jetzt haben auch die Vorsichtigsten Mut gefaßt und alsbald hackt die schwarze Totenschau mit ihren starken Schnäbeln auf das Aas ein, um sich Stück für Stück aus dem Körper zu reißen.

Das ist das Zeichen für die mißtrauisch zusehenden Geier, sich auch an der nun ungefährlichen Tafel zu beteiligen. Da stürzen auch sie neiderfüllt mit gewaltigem Brausen kopfüber in die







Weißkopf- oder Gänsegeier und Kolkraben an einem Pferdekadaver

Tiefe und wehe dem schwarzen Gesellen oder gar dem frechen Schäferhunde, der nicht sofort vor diesen großen Herren die Front räumt! Da setzt es scharfe Schnabelhiebe oder klatschende Flügelschläge ab, daß selbst der stärkste Hirtenköter heulend die Flucht ergreift, um kläffend und knurrend aus der Ferne zuzusehen, wie die mächtigen Aasvögel sich in die Mahlzeit teilen.

Vor drei Jahren — es war 1929 — hatte ich, um Aufnahmen aus einer provisorisch errichteten Luderhütte machen zu können, am sogenannten Zänoaga-See des Retezatmassivs ein Pferd ausgelegt, zu welchem in der vorher beschriebenen Art an 200 Geier herbeigestrichen kamen. Es war ein herrliches Schauspiel, aus weiter Ferne und hoch in den Lüften ursprünglich nur winzige Punkte heranschießen zu sehen, die sich dann im Sturzfluge mit scharfem Sausen aus unendlicher Höhe herabwarfen, um auf den das Pferd umgebenden Felsnadeln aufzublocken. Ein Schauspiel, dem der Administrator dieses königlichen Pachtreviers, dessen Frau, meine Tochter Ilse, der Direktor des Devaer Naturhistorischen Museums, die ich eigens



zu dieser Exkursion eingeladen hatte, und der Konservator, sowie unser ganzes Personal mit wahrhafter Bewunderung verfolgen konnte.

Viel weniger häufig als die beiden vorgenannten Geierarten ist *Aquila fulva*, der

#### Steinadler.

Ein edler Kämpe, voll Mut und Gewandtheit, der nur im Notfalle von Fallwild und Kadaver sich ernährt. Er greift hauptsächlich nur lebende Geschöpfe aus dem Tier- und Vogelleben an, ohne dabei auch Reptilien zu verschmähen. Hauskatzen und Hasen sind seine bevorzugten Beutetiere, dann Reh- und Gamskitze und Auergeflügel.

Ich sah einen Steinadler eine Kreuzotter seinem Horste zutragen und schoß einen solchen, der Reste eines jungen Luchses im Kropfe hatte.

Der königliche Oberjäger des Tărăța-Podragu-Gebietes fand vor Jahren einen von einem Steinadler auf eine Felszacke entführten und getöteten Jungluchs.

Um gleich von Hause aus all den Fabeln vom Töten der Beutetiere durch den Schnabel dieses mächtigen Raubvogels entgegenzutreten, will ich hier den Vorgang des Schlagens und Greifens, wie ich dies hunderte Male in der Natur und in meinen Voliären beobachten konnte, beschreiben und wenigstens die Leser dieser Zeilen über all den Unsinn, der diesbezüglich erzählt und geschrieben wird, aufzuklären. Kein Raubvogel tötet seine Beute mit dem Schnabel, sondern der Griff seiner Fänge und Krallen ist ein derart kräftiger, daß die Krallen wie Messerspitzen den ergriffenen Körper mehrfach durchdringen und dadurch bei der Einwirkung von je vier, somit acht solcher Dolchstiche das erfaßte Lebewesen töten.

Die Hauskatze ist, neben dem Hasen, das beliebteste Beutetier des Steinadlers, deshalb fütterte ich durch 35 Jahre in meinen großen Flugkäfigen, die ich in meinem Garten aufgestellt habe, meine Steinadler hauptsächlich mit lebenden Hauskatzen.

Kaum sieht *Aquila fulva* die im Käfig herumlaufende Katze, so ist sein Blick schlangenartig und mit ganz straff angelegtem Gefieder auf diese gerichtet. Das Auge sticht förmlich hervor



und plötzlich stürzt er von seinem Hochsitz auf sein Opfer hernieder.

Die Katze will flüchten, doch schon faßt sie ein Fang an der Hinterhand. Die Katze wendet und will mit der Tatze nach dem Angreifer schlagen, da umfaßt der zweite Fang den ganzen Kopf und nun breitet der Adler vor Erregung zitternd seine Schwingen beiderseits darüber aus, als wollte er niemandem dazu den Zutritt gewähren.

Man sieht nur ein leichtes Ringeln der Schwanzspitze der erfaßten Katze, dann rührt sich auch diese nicht mehr und in zwei Minuten ist das ergriffene Opfer leblos. Am weißen Pelz des Mäusejägers sieht man nur einzelne rote Punkte, wo die Krallen ins Leben gedrungen sind.

Ist der Adler hungrig, so schleift er die Katze, mit einem Fang fassend, an einen ihm sicher scheinenden Ort und beginnt dann zu kröpfen, oder er läßt die tote Katze liegen und baumt wieder auf sein Reck auf, als ob ihn die Sache weiter nichts angehe. So ists in der Volière und in der Natur draußen, und nicht allein beim Steinadler, sondern so schlägt vom kleinen Merlinfalken aufwärts alles mit den Fängen und niemals mit dem Schnabel; jeder Raubvogel bis zu seinem edelsten Vertreter, bis zum Steinadler hinauf.

Auch ist man, was seine Befiederung anbelangt, in den meisten Jägerkreisen noch sehr im unklaren. Es gibt nur eine Steinadlerart, und wie bei allen Raubvögeln das Jugendgefieder sehr stark vom Alterskleid abweicht, so ist dies auch beim Steinadler der Fall.

Junge Steinadler sind tief dunkelbraun, haben hellockergelben Scheitel und Nacken. Viel Weiß in den Schwungfedern, weiße Hosen und weißen Stoß mit tiefbraunem Schlußband.

Der alte Vogel ist gleichmäßig lichter, fast erdbraun mit wenig weiß und braunen Hosen.

Somit ist die wissenschaftlich mehrfach vorkommende Unterscheidung eines Gold- und eines Steinadlers vollkommen falsch. Es gibt nur einen Steinadler, und dieser variiert wie jeder Vogel und insbesondere jeder Raubvogel, je nach dem Alter im Kleide.

So ist z. B. der junge Seeadler tief schwarzbraun mit schwar-



zem Schnabel, der alte Seeadler hingegen hellaschgrau mit kaiser-gelbem Schnabel und schneeweißem Stoß.

In den Karpathen und insbesondere im Retezat ist der Steinadler Horstvogel, und zwar entweder auf schwer zu ersteigenden, hohen Tannen oder glattschäftigen, vielhundertjährigen Buchen, oder legt er seine Burg in unersteiglichen Felswänden an.

Leider hat aber seine Zahl in den letzten Jahren durch Eisen und insbesondere durch das schändliche und unwaidmännische Vergiften ganzer Kadaver, worauf ich noch zurückkommen werde, stark gelitten.

Man sieht ihn ab und zu noch in den Bergen, die Lehnen nach Beute absuchend, so häufig jedoch, wie er früher war, ist er leider nicht mehr. Daß ihm auch manch merkwürdiger Unfall zum Verhängnis wird, beweist ein Fund im Ucia-Maretale unter den Steilstürzen der Prelunci im Fogarascher Gebirge, wo ein Steinadler, der ein Gamskitz geschlagen hatte, infolge eines Steinschlages samt dem Kitz durch eine abstürzende Felsplatte zu Brei gequetscht wurde.

Als interessant sei hier noch das immer häufigere Vorkommen des

#### Seeadlers

in den Hochlagen, und zwar insbesondere im Herbst zur Zugzeit, wenn die großen Gänse- und Kranichscharen über unsere Berge ziehen, zu erwähnen. Da erscheint auch er oft bei abgestürztem Wild oder sonstigen Kadavern, selbst hoch oben in der kahlen Felsregion.

Vor mehreren Jahren hatte ich am Retezat das seltene Schauspiel, hoch in den Lüften einen ausgefärbten Seeadler auf einen mächtigen Kuttengeier hassen zu sehen. Was ihn dazu veranlaßt haben mochte, konnte ich mir nicht erklären, da der *Monacus* von Hause aus ein harmloser, friedliebender Phlegmatiker ist.

Daß der Steinadler aus seiner eigentlichen Felsenheimat weit ausstreicht, beweisen häufig einlaufende Nachrichten in den Jagdzeitungen, wo solche erlegt oder leider im Eisen gefangen wurden. Ich selbst sah ihn halben Wegs zwischen Balkan und



Karpathen, in der rumänischen Tiefebene, auf einen sich in eine Ackerfurche drückenden Trapphahn stoßen, den ich mit der Kugel waidwund geschossen hatte.

Ein weiterer, aber immer seltener werdender Schmuck unserer Alpenwelt ist der mächtige, buntfarbige

Bart- oder L ä m m e r g e i e r (*Gypaetus Barbatus*).

Wohl der interessanteste und vornehmste Repräsentant unserer karpathischen Avifauna. Leider von einer häufigen Erscheinung aus meinen jungen Waidmannsjahren, nunmehr zu einer Seltenheit geworden. Als ich seinerzeit im Fogarascher Gebirge meine ersten Gamsjagden mitmachte, konnte ich jedesmal diesen mächtigen Flieger mit dem ihm so charakteristischen falkenartigen Flugbilde beobachten. Ja einstmals, es war im Herbst 1889, ich hatte in Podu Giurgiului einen Gamsbock erbeutet und dessen Gescheide auf den Schutthalden liegen gelassen und wieder den Hauptgrat des Gebirges erstiegen, um oben mit dem den Gamsbock tragenden alten Glasmacher Ratz auf einer Grashalde auszurasen, als ich vorerst 2 und dann 4 Bartgeier hoch über dem Felsenkessel kreisen sah. Es war ein herrliches Bild, diese von der untergehenden Sonne grell beleuchteten Flieger mit ihrem in den letzten Strahlen des sinkenden Taggestirns goldrot aufleuchtenden Brustgefieder bewundern zu können.

Es war das einzige Mal, wo ich vier dieser prächtigen Geieradler beisammen sah. In der weiteren Folge waren es meist nur einzelne, selten zwei Stücke, die, gleichzeitig sichtbar, das blaue Äthermeer durchschwebten.

Immer seltener und seltener wurde ihr Erscheinen, bis ich in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege überhaupt den Bartgeier in unseren Bergen nicht mehr sah.

Mit seinem Verschwinden schwand auch ein Teil unserer Alpenpoesie, so daß es mir schwer fällt, unser Hochgebirge ohne ihn zu wissen.

Nach dem Kriege, im königlichen Hofjagddienste, war es daher mein erstes, diese beiden Perlen unserer Alpenfauna zu erhalten und zu schützen und über deren Vorkommen Nachrichten zu sammeln.



Vor allem wurde auf allen königlichen Jagden der Abschluß großer Tag- und Nachtraubvögel, insbesondere der Adler und des Uhus, eingestellt und speziell die Beobachtung des Bartgeiers dem ganzen Hofjagdpersonal zur Pflicht gemacht. Auf diese Art gelang es doch, die Jägerei für die Sache zu interessieren und speziell im Retezatgebiet die Aufmerksamkeit auf die einzelnen Adlerarten und ganz besonders auf den Bartgeier zu lenken, da bisher, wie überall, alle großen Raubvögel als Geier in einen Topf geworfen wurden. So glückte es, über das vereinzelte Vorkommen des Bartgeiers einiges zu erfahren, bis ich selbst im Jahre 1927 nach langem wieder die Freude hatte, zwei Bartgeier gleichzeitig zu sichten.

Es war im Herbst des Jahres 1927, als mir der ehrende Auftrag zuteil wurde, S. M. König Georg von Griechenland zur Gamsbrunft in das Retezatmassiv zu begleiten. Es war ein stürmischer Tag. Der kalte Nordwest fegte die grauen Wolken Schwaden über die Hochkämme dahin und mein ornithologischer Gesinnungsgenosse Eugen Graf Teleky und ich umstanden den eben von einem Jäger eingebrachten, von S. M. erlegten Gamsbock, als plötzlich ganz unerwartet mit den fliehenden Nebelfetzen auch ein spitzbeflügelter, langschwänziger Raubvogel beutesuchend über die Kämme schoß.

Ich traute ursprünglich meinen Augen kaum, bis sich das Rätsel alsbald löste und wir die Freude hatten, einen unausgefärbten Bartgeier beobachten zu können. Meine Überraschung sollte am folgenden Tage aber noch gesteigert werden, an dem ich einen noch besseren Anblick haben sollte. Drei Bären, an 25 Gams hatte ich, wie schon vorher erwähnt, im Talkessel der sogenannten Zenogutza zu Gesicht bekommen und lag um die Mittagszeit, eben rastend, mit meinen Leuten auf einer von schütterten Bergwacholdersträuchern besteckten Alpe, als im Schwebeflug ein Bartgeier ruhig heranstrich, die fremden Gestalten zweimal umkreiste und sich dann allmählich senkend auf 500 Schritte von uns in eine Wacholdergruppe zu Boden ließ, wo er scheinbar etwas erfaßt hatte. Als er wieder hochging, machte es mir den Eindruck, er habe eine Schlange, Eidechse, eventuell eine Rinderrippe, kurz etwas rund erscheinendes mitgenommen. Bei dem zeitweise bewölkten Himmel war



es trotz Triöder schwer, den mitgeführten Gegenstand genau zu erkennen.

Nach einer halbstündigen Rast waren wir eben daran, aufzubrechen, als wieder der gleiche Bartgeier dahergestrichen kam, dem sich aus den Wolkenschwaden ganz plötzlich ein zweiter angeschlossen hatte, die dann hart über unseren Köpfen, in etwa 40—50 m Höhe ihre Kreise zogen und unentwegt neugierig auf uns herniederäugten. Beides waren noch dunkelbraun befiederte Jungvögel, die im gleichen Sommer dem Horste entfliegen sein konnten. Hatten sie im bulgarischen Balkan ihre Heimat, oder entsproßten sie unseren karpathischen Bergen? Wer weiß dies zu sagen, jedenfalls war nach langem ihr Dasein am Retezat wieder festgestellt. Ich habe mich sehr viel mit der einschlägigen Literatur des Bartgeiers befaßt und alles gelesen, was diesbezüglich von ihm gefabelt und gelogen wurde. In den 45 Jahren, die mir bisher das Schicksal zu seiner Beobachtung gegönnt hat, habe ich in ihm einen harmlosen, gutmütigen Vogel, der mehr Geier als Adler ist, kennengelernt, und ich verweise alle jene, die sich hiefür interessieren, auf meine im Verlag Friedrich Leon, Klagenfurt, Kärnten, diesbezüglich erschienene Monographie „Adler, Geier, Edelfalken und deren Horste“.

Dort weise ich nach, daß ich niemals einen Bartgeier auf lebendes Gemswild stoßen sah und verweise den Angriff und Raub von Gamskitz und Kindern in das Gebiet der Fabel.

Nur wer den Bartgeier nicht selbst beobachten konnte und dessen friedliche Eigenart nicht kennengelernt hat, kann dergleichen Unsinn bedenkenlos nachschreiben.

Findet er ein abgestürztes Schaf, eine verendete Gemse oder einen Kadaver, so nimmt er ihn selbstverständlich wie jeder andere Geier an. Mein Vater, der als Brigadegeneral im Sandschak Novi Bazar in Plevlje in Garnison stand, sah ihn öfter sogar auf den Düngerhaufen hinter der Kaserne einfallen, wo er sich wahrscheinlich weiche Schafs- und Ziegenknochen holte.

Von all dem, was ich über den Bartgeier las, fand ich als logisch und glaubhaft in erster Linie die Schilderungen von Reiser, ehemaliger Kustos des Museums in Serajevo, und Adolf Schumann, Inspektor a. D., Sofia, und insbesondere die einschlägigen Vorträge des Eduard Hodek sen.



Insbesondere letzterer mit seinem „Populäres über unsere Geier“ betitelten Vortrag, den er in der Monatsversammlung des Ornithologischen Vereins in Wien am 10. Dezember 1886 hielt. Davon unterschreibe ich fast jedes Wort. Hodeks und Reisers Schilderungen sind frei von jeder Übertreibung und Fabel. Sie beschreiben den Vogel, wie er lebt und handelt und wie sie ihn sahen. Man sieht daraus, daß beide ganz in der Beobachtung der Vogelwelt, insbesondere aber des Bartgeiers aufgegangen sind. In diesem von Hodek gehaltenen Vortrage demonstrierte er auch an mehreren Bartgeierpräparaten, deren ursprüngliche Befiederung und deren Farbenspiel, bedingt durch Alter und Lebensweise. Er, der den Bartgeier in Asien, Afrika, den Pyrenäen, Karpathen, sowie auch im Jahre 1882 am Retezat, als fast ständiger Begleiter weiland Kronprinz Rudolfs, beobachten konnte, sagt dort unter anderem klipp und klar: „Regel aber ist, und dabei wurde er oft gesehen, daß er Aas und tote Tiere frißt“.

Also hier ist nichts von dem durch Flügelschlag verursachten Absturz von Gamsen oder von Kinderraub und sonstigen ähnlichen Fabeln berichtet. Ich möchte überhaupt den Vogel sehen, und sei es auch unser mächtigster, der 3 Meter spannende *Monacus*, der Kuttengeier, dem es gelingen sollte, eine 35 kg schwere Gamsgeis oder einen 54 kg schweren Gamsbock mit Flügelschlägen zum Absturz zu bringen.

Wer unentwegt Geier und Adler in ihrer urfreien Heimat und dann in großen eigenen Volièren jahrelang beobachten konnte, wie ich, dem erscheinen dergleichen Schauergeschichten geradezu als lächerliche Märchen.

Ja, dem verwegenen Steinadler, dessen kräftigen, mit langen, dolchartig scharfen Krallen bewehrten Fängen ist der Angriff auf Gams und Rehkitze sowie Lämmer selbstverständlich zuzutrauen, selbst auf kleine Wiegenkinder. Dies ist alles beobachtet und mehrfach gesehen worden, doch Gamsen zum Absturz zu bringen, gelingt auch diesem kühnen Raubritter nicht.

Man vergleiche nur die Fänge beider miteinander! Während der Steinadler verhältnismäßig kürzere Zehen mit sehr langen und scharfen Krallen hat — wovon insbesondere die hintere Kralle  $8\frac{1}{2}$  bis 9 cm Umfang mißt, ein Maß, das ich mehrfach



an Steinadlerweibchen feststellen konnte —, die zum tödlichen Zufassen bestimmt sind, hat der Bartgeier mit seiner langen Mittelzehe und den verhältnismäßig kurzen, stumpferen Krallen den reinsten Geierfang. Er erscheint somit bedeutend weniger dazu geeignet, größere Lebewesen, wie Hasen, Katzen, Murmeltiere usw., usw. zu fassen, wie dies beim Steinadler der Fall ist.

Bei Hermannstadt kam vor Jahren auch ein Fall vor, wobei ein von den auf dem Felde arbeitenden Eltern mitgenommenes kleines Kind von einem Adler erfaßt und mit schweren Kopfverletzungen in das hiesige Zivilspital gebracht wurde, doch war es — wie uns alten Adlerjägern und scharfen Beobachtern schon von früher bekannt — wieder ein Steinadler und kein anderer. Gleiches wäre nur noch dem viel kräftigeren Seeadler zuzutrauen, niemals aber dem Bartgeier. Ich habe innerhalb 45 Jahren Jagd in unseren Hochgebirgen den Bartgeier überhaupt niemals auf Kleinwild stoßen gesehen. Fallwild und Aas nahm er an, meist aber als letzter an der Tafel.

Außer den großen Adlerarten, ausgenommen den hier allgemein vorkommenden kleinen und großen Schreiadler, haben in der Niederung auch die mächtigen Geierarten abgenommen, da seit 40 Jahren alle Tierkörper, die dort liegen blieben, wo sie der Tod erteilte, nunmehr vergraben werden müssen; abgesehen davon, daß die seinerzeit von den Zigeunern, den Hunden, Raben und Geiern, behufs Reinigung der Knochen vom Fleische vorgeworfenen Pferdekadaver für die Spodiumfabriken, aus sanitären Gründen nicht mehr ausgelegt werden dürfen. Überdies sind auch noch die Wasenmeistereien mit neuen Einrichtungen versehen worden, so daß Raben, Adler und Geier infolge der geänderten Lebensverhältnisse, andere, ihnen viel mehr zusagende Gebiete, hier also das Hochgebirge, aufsuchen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu fristen. Viel mehr jedoch als diese geänderten Lebensbedingungen hat das maß- und aufsichtslose Auslegen von Strychnin, insbesondere das Vergiften ganzer Kadaver, um angeblich Wölfe zu vergiften, unseren edlen Raubvögeln, insbesondere dem Bartgeier und dem Steinadler, geschadet. Wie hier, so hat auch unser seinerzeit so herrliches Bosnien und die Herzegowina unter dieser Geißel gelitten, und



ich will hier einen Abschnitt aus Heft 2 „Wild und Hund“ vom 9. Januar 1931 vom altbekannten und hervorragenden Jagdleiter dieser prächtigen Provinzen, Fr. B. Laska, betitelt: „Vom bosnischen Schwarzwilde“ hier zitieren, der den ungeheuren Schaden beschreibt, den dieses tückische Gift den edelsten Repräsentanten der bosnisch-herzegowinischen Tier- und Vogelwelt zugefügt hat. Fr. B. Laska schreibt auf Seite 25 und 26 folgendes:

„Als ich im März 1907 mein Amt als Leiter der bosnisch-herzegowinischen Jagdwirtschaft angetreten hatte, ersah ich aus den vorgefundenen Akten, daß das Forstdepartement der Landesregierung bisher zur Bekämpfung der viehzuchtschädlichen Wolfsplage an die Forstorgane der politischen Bezirke jährlich 15 kg Strychnin zur Verteilung und Benützung gebracht hatte.

15 kg dieses furchtbaren Giftes, von E. Merk in Darmstadt bezogen, auf ein Land von etwa der Größe Böhmens und ohne Verwendungsnachweis verantwortungslos in die Hände eines Forstpersonals gelegt, das zu 9 Zehnteln seiner Menge jagd- und forsttechnisch, wie aber auch moralisch-ethisch, auf das Prädikat „landesüblich“ vollsten Anspruch erheben durfte. Der Erfolg war dementsprechend auch ein sehr klägliches, denn er ergab, statistisch nachgewiesen, an vergifteten, geschossenen und in Eisen gefangenen Altwölfen fast gleichbleibend jährlich etwa 60 Stück; an meist von Bauern ausgenommenen Nestwölfchen etwa 200 Stück. Vergiftete Wölfe allein konnten stets höchstens 30 gezählt werden.

Als ich nach etwas mehr als zwei Jahren von dieser ungeheuren Giftmenge gleich 14 kg abstrich und fortan bloß noch 1 kg an alle Bezirke verteilte, ergaben die gesammelten statistischen Ausweise der Bezirke in sehr nachdenklicher Klarheit, daß dennoch, und auch bis zum Kriegsbeginn fortdauernd, die Zahl aller erbeuteten Alt- und Jungwölfe keinerlei Abnahme aufzuweisen hatte! Aber auch keine besondere Zunahme.

Schon seit vor meinem Amtsantritt hatte aber die gedankenlos gehandhabte „Giftaktion“ des bosnisch-herzegowinischen Forstdepartements, wenn schon nicht an Wölfen, denen allein sie gemünzt gewesen, so doch um so mehr an anderen Lebewesen ganz ungeheuer viele Opfer zur Strecke gebracht.

Zuerst an Menschenleben: Mit dem balkanisch-wurstig in den Ämtern und Forsthäusern oft unverwahrt herumliegenden Strychnin hatten schöne, heiße, „unverständene“ Beamtenfrauen sich und ihre jungen Freunde unter stundenlangen, entsetzlichen Todesqualen umgebracht; Morde wurden damit verübt, und eine unselige Waldhütersfrau, die in dem am Küchenbordbrett stehenden Fläschchen Salz vermutete, hatte damit ihren Mann und zwei Kinder vergiftet.

In der einst reichen Fauna und Ornithologie der Länder aber hat das Strychnin des Forstdepartements unbeschreiblich verheerend gewütet und manche



kostbarsten Naturwerte darunter unwiderbringlich, für immer vernichtet und ausgetilgt. Der Vorgang beim Giftlegen durch das Forstpersonal war meist so beschaffen, daß der „landesübliche“ Forstwart oder Waldhüter nach einem Schneefall irgendein Stück umgestandenen Hausviehs irgendwohin ins Revier schaffte und es dort mittels Taschenmesser und Strychninflasche in primitivster Weise gründlich „vergiftete“. Dort blieben dann diese Kadaver, von dem Tage begonnen, an dem sich das Forstorgan zum Winterschlaf eingeschlagen, meist viele Wochen, auch monatelang unkontrolliert liegen, schneiten ein, und selbst im Frühjahr zur Schneeschmelze wäre es keinem je eingefallen, sie auch nur durch Eingraben unschädlich zu machen.

So haben die beiden Länder in Kürze den größten Teil ihrer vorher zahlreichen Mönchs- und Gänsegeier verloren; den einst gern in der Herzogswina erscheinenden kleinen Ägypter *Neophron Perconopterus* und besonders den bei uns horstenden herrlichen Bartgeier aber gänzlich vernichtet. Und unser stolzestes Raubwild, der Bär, der noch am Ende der achtziger Jahre, statistisch nachweisbar, an die Ämter zwecks Prämienzahlung (leider!) jährlich in 180 bis 400 Stücken als erlegt ausgewiesen worden war, hat durch das unheimliche Gift derart an Zahl abgenommen, daß vom Jahre 1907 bis zum Kriegsbeginn jährlich nur mehr höchstens 9 Exemplare erlegt worden sind.“

### Strychnin als unwürdiges Vernichtungsmittel

Das Strychnin ist ein entsetzliches Gift. Es läuft uns die kalte Gänsehaut über den Rücken und es schüttelt uns förmlich am ganzen Leib, wenn wir an dieses unheimliche, oft furchtbar rasch, in den meisten Fällen aber auch sehr langsam und qualvoll wirkende, abscheuliche Vernichtungsmittel frischen Lebens und urgesunder Kraft denken.

Man muß die häßliche Wirkung dieses tückischen Giftes am Tierkörper gesehen haben, um so recht einen Abscheu von demselben zu bekommen. Mit den verzerrten Mienen, unter entsetzlichen Zuckungen und Krämpfen, die meterhohe Sprünge und schnellende Bewegungen zur Folge haben, wirft es das vergiftete Wesen hin und her, bis es entweder nach wenigen Minuten, in den meisten Fällen aber nach langanhaltender Brechwirkung, sich taumelnd und stürzend noch einige Kilometer fortschleppt, um dann endlich irgendwo, niemandem zum Nutzen, der Natur und der Waidmannslust zum Schaden, elend zu verludern.

Was hat nicht schon alles dieses tückische, jedem waidmännischen Empfinden hohnsprechende Gift für Unheil angerichtet



und wieviel edlen Geschöpfen, die unseren herrlichen Wäldern und Fluren zur Zierde gereichen, entweder aus Unverstand, Leichtsinn oder Habsucht das Leben gekostet.

Wieviel uneinbringlicher Schaden wurde mancher Jagd dadurch zugefügt, daß manches Juwel des Tierreiches vernichtet und manche Wildbahn um ihre interessantesten Vertreter einer jagdlich schöneren Zeit gebracht wurde.

Mit einer unglaublichen Oberflächlichkeit werden mancherorts Lizenzen zum Vergiften und zur Beschaffung des Giftes erteilt und mit einer noch viel größeren Gewissenlosigkeit und sträflichen Sorglosigkeit wird es zur Vernichtung des Raubzeuges ausgelegt. Ich verurteile daher die Anwendung des Strychnins auf das Entschiedenste, ausgenommen auf den Wolf, wo er, wie jetzt nach dem Kriege, über das ihm von der Natur aus eingeräumte Daseinsrecht hinaus, sich verbreitet und vermehrt hat.

Wenn dieser zur Landplage, zur Geißel des Wild- und Haustierstandes wird, dann fort mit ihm! Und da er seiner Unstetigkeit wegen hauptsächlich im bergigen Gelände schwer vor die Läufe kommt und seiner List, Vorsicht und Verschlagenheit wegen nicht ins Eisen geht, da ist das Gift am Platze, aber in einer Art angewendet, daß es zufällig hinzukommenden, anderem edleren und selteneren Raubzeug nicht gefährlich werden kann.

Ich habe in meiner nunmehr 45 jährigen Hochgebirgsjägerlaufbahn zur Genüge gesehen und erfahren, was das heißt, mit Unverstand und Leichtsinn Gift zu streuen.

Die Wenigsten wissen, daß der ausgelegte Kern (Kadaver) nicht dazu da ist, vergiftet zu werden, sondern daß er vielmehr dazu bestimmt ist, das Raubwild zu kirren, d. h. anzulocken.

Niemals darf daher Gift in den Kadaver selbst, sei es lose, sei es mit Gelatine, feinen Glaskapseln oder in einer Talghülle, versenkt werden, weil dadurch bewußt oder unbewußt sehr viel Schaden und Unheil an ganz unschuldigen Geschöpfen angerichtet wird.

Der ausgelegte Kern (Kadaver) muß erst vom Raubzeug, d. h. von den Wölfen, gut angenommen und möglichst bis auf das



Knochengerüst abgefressen werden. Haben sich auf diese Art in einem bestimmten Revierteil infolge Ruhe und schützender Dickung die Wölfe mit der Kirmung vertraut gemacht, dann lege man bei eintretender Abenddämmerung walnußgroße Brocken aus faschiertem, mit Talg als Bindemittel gemischtem Fleische schachbrettförmig auf 20—50 Schritte um das Knochengerippe aus, die dann bei Morgengrauen, ehe Krähen, Elstern, Häher und Kolkraben zustreichen, wieder sorgfältig überzählt, eingesammelt werden müssen.

Was dabei an Brocken fehlt, muß durch gründliche Nachsuche zur Strecke gebracht werden.

Dieser Vorgang hat den großen Vorteil, daß die einmal an den Kadaver gewöhnten Wölfe (Raubzeug) vollkommen vertraut und bei der fehlenden Fleischmasse des Kadavers meist auf nüchternen Magen die Brocken aufnehmen, wodurch die Wirkung des Giftes eine ungleich schnellere ist, als wenn die Wölfe sich am Luder vollfressen und dabei zufällig auch darin versenktes Gift mitaufnehmen. Im letzteren Falle ist es dann natürlich, daß das mit großen Fleischklumpen gemischte Strychnin nicht gleich zur Wirkung gelangt, so daß es vorkommen kann, daß Wölfe noch sehr weit, in einem mir bekannten Falle 7, ja sogar 12 Kilometer fortschnüren können, um dann irgendwo auf Nimmerwiedersehen einzugehen und zu verlodern.

Das Vergiften darf überdies in Gegenden, wo es edles Raubzeug, wie Bärwild, gibt, nur zu einer Zeit stattfinden, wenn sich dieses bereits in sein Winterlager eingeschlagen hat, d. h. meist von Mitte Dezember bis Ende Februar.

Insolange noch der Bär auf den Pranken steht und durch das Revier wechselt, darf absolut kein Giftbrocken ausgelegt werden, und wimmle es daselbst von Wölfen. In einem solchen Falle muß dann die Luderhütte mit viel Geduld und Ausdauer, ohnehin Attribute eines richtigen Jägersmannes, aufgesucht werden.

Welche Erfolge man mit richtig gelegten Brocken bei abgenagten Skeletten erzielen kann, darüber könnte ich eingehend berichten. Ich will aber nur kurz eines Falles Erwähnung tun, wobei es einem alten, braven Waidgenossen von mir in den Or-



later Bergen auf diese Art gelang, in einer einzigen Nacht einen ganzen Wagen voll, d. h. sieben Stück vergifteter Wölfe heimzubringen.

Daß bei nächtlich ausgelegten Brocken auch mancher Rotrock und manche Wildkatze daran glauben muß, ist ja leider selbstverständlich und unvermeidlich.

Welches Unheil man aber durch Unverstand mit dem Vergiften ganzer Kadaver anzurichten imstande ist, das sollen einige hier nachfolgende Vorfälle beleuchten.

In einem Hochgebirgsreviere der seinerzeitigen Dreiländerecke, Bukowina, Ungarn, Rumänien, hatte man ebenfalls einen Pferdekadaver im Spätherbst gänzlich vergiftet ausgelegt. Als ich die dortige Gegend bereiste, sagte mir der damalige Oberjäger, daß sein ausgelegtes Luder gleichzeitig von drei Bären angenommen worden sei, doch zum Glück das Gift nichts taugte, denn sie seien alle heil davongekommen. Daß zwei Bärenfelle ohne Schußzeichen zu einem Juden der benachbarten Gebirgsgemeinde in die Bukowina wanderten und ein Bär nachher von ihm selbst verludert aufgefunden wurde, werden leider zu spät den Mann eines Besseren belehrt haben.

Ein Bauernjäger aus einer unweit von Hermannstadt gelegenen Gebirgsgemeinde hatte vor vielen Jahren den Kadaver eines Pferdes vergiftet. Als er die Nachsuche hielt, war er nicht wenig überrascht und auch nicht sehr erfreut, ein ganzes Rudel Wildsauen verendet vorzufinden, die seiner rustikalen Vergiftungsmethode zum Opfer gefallen waren. Dieser Vorfall ist übrigens auch ein sprechender Beweis dafür, daß der so vielfach verbreitete Glaube, Sauen seien immun gegen Gift, ein krasser Unsinn ist.

Welch entsetzlichen Schaden das Strychnin verursachen kann, sei auch noch aus den nachfolgenden Ausführungen ersichtlich.

Im Walde Cernica, nordöstlich Oltenița, wurden zum Vergiften von Wölfen ganze Kadaver mit Gift versehen, an denen natürlich hauptsächlich vagabundierende Hunde eingingen. Als der dortige Oberjäger Nachsuche hielt, war er nicht wenig entsetzt, bei einem einzigen Hunde sieben Seeadler verendet vorzufinden, eine Tatsache, die er mir selbst brieflich mitgeteilt hatte.

Auf zwei Gütern, zwischen Oltenița und Calarași, wurde im



Frühjahr während der besten Zugzeit Strychninweizen zur Vertilgung der zahllosen Saatkrähen, welche die frisch besäten Fruchtfelder heimsuchten, aufgestreut.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde dieser Giftweizen auch von den verschiedensten Enten- und Brachvogelarten angenommen, die dann zum Erstaunen der Landbevölkerung zahlreich verendet aufgefunden wurden, oder — was den Bauern noch rätselhafter vorkam — plötzlich während des Fluges tot zur Erde fielen.

Nächst der Stadt Bistritz, bei Jaad, sah der dortige Wegeinräumer, auf der hochgelegenen Serpentinstraße gegen Rodna arbeitend, plötzlich einen Adler während des Fluges herniederstürzen. Als er hineilte, fand er einen verendeten Steinadler, den er nach der Stadt verkaufte und von dem festgestellt wurde, daß er vergiftetes Fleisch gekröpft hatte.

So ließe sich noch manch tragischer Fall berichten, der die vernichtende Wirkung dieses gemeinen und tückischen Giftes beweist. Es müßte endlich in der ganzen anständig denkenden Jägerwelt und von allen Naturschutzvereinen energische Schritte unternommen werden, um diesem gemeinen Morden durch Strychnin an edlen Geschöpfen ein Ende zu bereiten und damit die unentwegt fortschreitende Verödung unserer Bergwälder und Hochgebirge noch in letzter Stunde zu verhindern.

Daß durch diesen Unfug des Kadaververgiftens unser edler Steinadler (*Aquila fulva*) stark dezimiert wird, ist für mich eine mehrfach bewiesene Tatsache, da ziemlich häufig Steinadler in die Städte zum Verkaufe gebracht werden, die weder Schußzeichen noch Verletzung durch Schlageisen aufweisen.

Ich selbst sah vor mehreren Jahren einen Steinadler einen nicht eingebrachten, somit nicht nachgespürten, vergifteten Fuchs kröpfen. Leider strich der Adler eher ab, als ich damals, es war vor 35 Jahren, mit meiner Kugel fertig werden konnte. Er wird wohl, weiß Gott wo, dem Gifte erlegen sein.

Das einfache Liegenlassen von vergifteten Kadavern im Glauben, das Gift wirke nicht mehr, wenn es naß geworden sei, ist falsch. Der ausgelegte Kern sowie die Körper der vergifteten Beutetiere wie Fuchs und Wolf usw. müssen entweder tief verscharrt oder verbrannt werden, da sie sonst vom allesfressen-



den Bären, wenn er hungrig im Frühjahr durch die Berge trollt, aufgefunden und ausgescharrt werden. Leider habe ich auch mehrere Beweise für das spätere Auffinden auf diese Art umgekommener Bären, und auch im Retezatgebiete leider vier solcher Fälle in Erfahrung gebracht.

Wie viele ähnliche Schandtaten oberflächlicher Hantierung mit Gift wird wohl der Wald diskret verschwiegen haben. Es können daher die verschiedenen Jagdleitungen und Administrationen nicht genug belehrend und kontrollierend auf das ihnen unterstellte Jagdpersonal einwirken, um solche, aus Oberflächlichkeit, Leichtsinn, Gewissen- und Herzlosigkeit begangenen Verbrechen an der Natur und ihren Geschöpfen zu vermeiden.

Bär, Luchs und Adler sind heute kostbare Naturdenkmäler und jagdlich wertvolle Abschußobjekte, die mit allen Mitteln und größter Sorgfalt sowie warmer Fürsorge erhalten werden müssen, damit ihnen nicht das gleiche Schicksal zuteil werde, wie dem urigen Wisentwilde des Bialovieser Forstes.

Wohin nicht rechtzeitig aufgelesene Brocken gelangen können, beweist unter anderem auch ein von mir erlebter Fall, wobei ich bei einem Spazierritt unweit der Gemeinde Schellenberg, am Uferrande des das Dorf durchfließenden Baches, einen Kolkraben verendet liegen fand, neben dessen Schnabel ein aufgebrochener Giftbrocken lag, bei dem die Strychninkristalle aus der Fleischmasse, in der Wintersonne deutlich sichtbar, hervorleuchteten.

Wie leicht hätten Nebel- und Saatkrähen oder Dohlen, die sich ständig in und um bewohnte Ortschaften aufhalten, diesen Brocken aufklauben und in ein Gehöft tragen können, wo entweder Geflügel oder gar ein Hausschwein damit vergiftet werden konnte.

Unzählige Verbrechen an unserer herrlichen und interessanten Tierwelt ließen sich noch auf diese Art erzählen. Ich verweise nur auf die gänzlich unbegründete und in manchen Gegenden schonungslose Ausrottung unseres so sympathischen, lieben Reinecke Fuchs durch dieses abscheuliche Vernichtungsmittel.

Wie trostlos öde und jagdlich uninteressant wären doch manche Reviere ohne diesen eleganten und beiweitem nicht so schädlichen Buschklepper, als ihn die Fama macht. Wie reizvoll



ist doch die Jagd, wo noch das Füchlein durch die Dickung schleicht oder vor Bracken durch allerhand Schliche und Widergänge seinen derzeit so kostbaren Balg zu salvieren trachtet.

Trotz alledem wird immer schonungsloser gegen ihn verfahren, insbesondere jetzt, wo die hohen Preise für seinen goldrot glänzenden Balg den sonst so geraden Sinn manchen Jägers verwirren. Mir schneidet es ordentlich in die Seele, wenn ich einen Fuchs, statt mit einem ehrlichen Schuß, meuchlings durch das tückische Gift um sein Leben kommen sehe.

All die entsetzlichen Würg- und Raubgeschichten, die speziell von ihm betreffend das Rehwild berichtet werden, sind toller Humbug, weiß doch jeder halbwegs erfahrene Hochgebirgsjäger, daß jede gute Ricke mit wenigen Schalenhieben den frechen Fuchs, der sich ihrem Kitzchen nähert, mit eingezogener Rute zu kläglicher Flucht bringt.

Gelingt es aber Reinecke einmal, einer Ricke ihr Kitzchen fortzuschneiden, dann hat er es jedenfalls sehr gut gemacht und bewiesen, daß die Ricke entweder degeneriert oder noch nicht wehrhaft und intelligent genug ist, um für ihren Nachwuchs vorzusorgen. Eine solche müßte eigentlich, wenn sich dergleichen in einem gut beaufsichtigten Reviere nochmals beobachten ließe, von Rechts wegen abgeschossen werden. Sie taugt nicht zur Erhaltung ihrer Art.

Es tut ordentlich wohl, wenn man, anstatt „Tod dem roten Freibeuter“ oder „Mit Gift und Eisen auf den Fuchs“, einen vernünftig und einsichtig geschriebenen Artikel, wie im Jahrgang 1923 von „Wild und Hund“, zu Gesicht bekommt. Ich habe dort diese Ausführungen mit viel Freude, Interesse und Genugtuung verfolgt.

Die Zeiten der radikalen Ausrottung und schonungslosen Verfolgung von Raubzeug haben gottlob in letzterer Zeit besserer Einsicht Platz gemacht, und jeder belesene, erfahrene und wissenschaftlich gebildete Waidmann wird zur Genüge den hohen Zweck des Raubwildes im Haushalte der Natur kennengelernt haben.

Ich verweise u. a. nur auf einen Park- und Kulturhirsch, der kein Raubzeug kennt, im Vergleiche zu unserem Karpathen-



recken, dem schon von Jugend auf der Wolf nach dem Leben trachtet und ihn unentwegt durch die Wälder hetzt.

Schädelmaße bis zu 6 und 7 cm Unterschied und Gewichts-differenzen, bei dem einen 120—150 kg, bei dem anderen von 250—300 kg sind sprechende Beweise für den Wert des Kampfes ums Dasein.

Dort, wo das Raubzeug häufiger ist, kann es intensiver bejagt werden, dort aber, wo der Fuchs und die Wildkatze bereits zur Rarität geworden sind, rotte man sie nicht gänzlich aus, sondern gewähre ihnen wenigstens in der Tragzeit und beim Gehecke volle Schonung. Sie dienen zur Zierde des Revieres. Die paar Fasanen, Hasen und Hühner, die sich würgen lassen, waren entweder jung, krank oder mit stumpfen Sinnen ausgestattet, die gönne man ihnen. Im Winter entschädige dafür der frische Nachwuchs mit seinen guten Bälgen bei korrektem Jagdbetrieb für den kleinen Entgang an Nutzwild.

Ich bin fest überzeugt, daß mancher mit dem Kopfe wackelnd meine Theorien bezweifeln wird. Er wird mich aber eines Besseren nicht belehren können. Ich glaube wohl kaum, daß einer mehr und gründlichere Erfahrungen gesammelt haben mag, als ich auf meinen siebenundfünfzigjährigen Jagd- und Reiseunternehmungen.

Das schändlichste Verbrechen aber, das an der Natur und ihren Geschöpfen durch das Vergiften ganzer Kadaver, besonders im Fogarascher und im Retezatgebirge, begangen wurde, das ist die Ausrottung des sagenhaft seltenen und herrlichen Geieradlers, oder auch Bartgeier (*Gypaetus barbatus*) genannt, den ich früher, vor etwa 20—25 Jahren, noch regelmäßig bei jeder Gemsjagd in wenigen Exemplaren sehen konnte; der jetzt aber, seitdem das plan- und wahllose Vergiften ganzer Kadaver zur Mode wurde, schon seit geraumer Zeit, als einstige und edelste Zierde unserer transsylvanischen Berge, nicht mehr oder höchst selten sichtbar ist.

Die Lebensverhältnisse dieses interessanten und edlen Vertreters einer jagdlich besseren Zeit konnten sich keineswegs so wesentlich geändert haben, um ihn so plötzlich zum Verlassen seines Verbreitungsgebietes zu veranlassen. Wie vor hundert Jahren bevölkern auch heute zahllose Schafherden und ein



reicher Gemsstand die Hochweiden, so daß es immer, sei es durch Absturz, Steinschlag, Lawinen, Verschießen und Seuchen genügend Kröpfung für die zahlreichen Aasgeier und Adlerarten, insbesondere aber für den Bartgeier als besonderen Knochenfreund, gibt.

Es können daher die wenigen Exemplare, die wir hier hatten, zweifellos nur dem Strychnin, diesem entsetzlichen Schädling einer abwechslungsreichen und interessanten Jagd, zum Opfer gefallen sein.

Einen ganz abscheulichen Anblick konnte man im Winter 1922 genießen, wo man fast allerorts im Alttale in unsinniger Weise ganze Kadaver vergiftet hatte. Hier wurden durch die Landbevölkerung im ganzen Gelände durch Strychnin umgekommene Hunde, Krähen, Elstern, Kolkraben, Adler, Aasgeier und auch vereinzelt verwesene Füchse gefunden. Durch diese leichtsinnige und gewissenlose Vergiftungsmethode wurde also alles andere ums Leben gebracht, nur Wölfe nicht.

Das Gift sei daher stets nur das letzte Mittel, das der Waidmann anzuwenden hat. Ich halte die Berechtigung, dieses zu legen, nur dann für gekommen, wenn man der Wölfe im Revier durch Pulver und Blei oder bei der Luderhütte nicht mehr Herr werden kann. In diesem Falle aber dürfen niemals ganze Kadaver vergiftet, sondern nur Brocken gelegt werden.

Die hohen Fellpreise dürfen keinesfalls den geraden und anständigen Sinn eines rechten und braven Jägersmannes verwirren. Er lasse sein Raubzeug nicht überhandnehmen, denn dazu führt speziell der Berufsjäger täglich seine Flinte ins Revier. Wer aber nach dem schnöden Mammon unersättlich strebt und ohne Erbarmen und ohne eigenes Geschick nur mit dem tückischen Gifte alles, was einen Balg trägt, gewissen- und wahllos ausrottet, ist kein Jäger, sondern ein gemeiner Schinder, der von allen anständig denkenden Jägern und Naturfreunden geächtet werden muß.

Das Raubzeug hat seine hohe Bestimmung im Haushalte der Natur und ohne es gäbe es nur degeneriertes, schwaches und stumpfsinniges Zeug in unseren Wäldern. So aber vernichtet es das Schwache, sorgt für das richtige Geschlechtsverhältnis, verhindert die Übervölkerung und die damit im Gefolge stehenden



Wildseuchen. Es sorgt ferner durch stete Verfolgung seiner Beutetiere für die Kräftigung ihrer Art und Schärfung ihrer Sinne und dient schließlich durch aasfressendes Raubzeug wie Geier und Adler als Sanitätspolizei.

Raubzeug muß daher sein, und „Raum für alle hat die Erde“. Vom Löwen, dem König der Tiere, bis zum kleinsten Wiesel herab, hat jedes sein ihm von der Allmacht der Natur zugedachtes Amt.

Dort aber, wo das Raubzeug seit Jahrhunderten schon ausgerottet und verschwunden ist, dort muß die höhere Intelligenz, naturwissenschaftliche Bildung und hochentwickelte Waidgerechtigkeit und ein warmes Herz im Wege der Hege mit der Büchse das ersetzen, was instinktiv und im Kampf ums Dasein das stärkere Raubwild im Haushalte der Natur besorgt.

Wer es daher nicht versteht, der lasse das Raubzeugvertilgen bleiben, wer aber trotz alledem mit diesem scheußlichen Gift wissentlich nützliche und edle Tiere, sei es vierbeiniges oder befiedertes Raubwild, vernichtet, dem versage man strengstens und konsequent die Lizenz dazu und schließe ihn aus allen waidgerechten Jagdgesellschaften als gemeinen Schinder aus.

„Wer's da nicht edel und nobel treibt, lieber weit vom Handwerk bleibt!“

Wie sehr der Gebrauch des Strychnins verdammenswert ist, beweisen die gewissenhaften Aufzeichnungen des Herrn Adam von Buda, von welchem nachfolgende Daten über vergiftete Bartgeier speziell aus dem Retezatgebiet notiert wurden, und zwar:

1889 erhielt Adam von Buda einen bei Malomviz im Hațeger Gebirge durch vergiftetes Fleisch getöteten Bartgeier.

1889, 2. März, ein männlicher Bartgeier vom Retezat mit Strychnin vergiftet.

1892, 4. Februar, ein vergifteter Bartgeier vom Retezat durch Ch. G. Danford dem Budapester Nationalmuseum übersendet.

1893, Frühling, ein vergifteter Bartgeier bei Merișor durch A. v. Buda gefunden.

1894, 7. Januar, wurde ein männlicher Bartgeier bei einem mit Strychnin vergifteten Hasen im Hațeger Tale gefunden, Adam von Buda.



Kurz, so geht es weiter, ein Bartgeier nach dem anderen war durch Gift seiner prächtigen Alpenheimat beraubt worden und so dieses herrliche Gebirge durch dieses tückische Gift eines unersetzlichen Naturdenkmals, eines kostbaren Juwels beraubt worden.

Noch im Jahre 1930 wurde mir ein prächtiges Steinadlerweibchen gezeigt, welches ebenfalls durch die Fahrlässigkeit eines Berufsjägers im Retezatgebiet dem Strychnin zum Opfer gefallen war.

Wer aber noch mehr über das allmähliche Schwinden des *Gypaetus barbatus* aus unseren siebenbürgischen Bergen hören und lesen will, den verweise ich auf die mit viel Fleiß, Umsicht und Fachkenntnis zusammengestellte Monographie „über den Bartgeier von Professor Alfred K a m n e r in Hermannstadt, die mit beredten Worten das rapide Schwinden des Lämmergeiers aus unserer Hochgebirgswelt an Hand zahlloser authentischer Daten systematisch nachweist.

Auch Dr. Engelmann schreibt in seinem sonst so ausgezeichneten Werke „Die Raubvögel Europas“ — allerdings, wie er eingesteht, ohne den Bartgeier in Freiheit selbst gesehen zu haben — mit recht guten Schlüssen über diesen Vogel; leider verfällt er, wie fast alle Schilderer des Bartgeiers, die diesen nicht beobachtet haben, und überhaupt der großen Raubvogelarten, auch der Versuchung, das Märchen vom verursachten Absturz vom Lämmern, jungen Gamsen, aber auch Füchsen und Hunden in seine sonst so trefflichen Aufzeichnungen aufzunehmen.

Ich glaube kaum, daß es je einen ornithologisch gebildeten Jäger und Hochtouristen gab, der mehr Gelegenheit gehabt hätte als ich, sie in ihrer ureigensten Heimat zu allen Tages- und Jahreszeiten zu beobachten, und konnte ich niemals, trotz der interessantesten Beobachtungen aus Felshöhlen, Luderhütten, auf der Pürsch auf Gams und bei touristischen Unternehmungen, dergleichen beobachten.

Erstens werden bei uns die Lämmer und Schafe erst am 15. Juni ins Hochgebirge getrieben; somit zu einer Zeit, wo sie im 4. Monate stehen und daher bereits ziemlich groß und widerstandsfähig sind, und da erfolgt vorerst noch der Weideauftrieb im Tal oder den aperen Talhängen, da oben noch viel Schnee-



und Steinschlaggefahr herrscht. Zweitens läßt sich ein Hund oder Fuchs niemals, hätte er sich auch ungeschickterweise in die steilsten Wände versteigen, von dort durch Flügelschlag zum Absturze bringen. Ich habe selbst Steinadler auf Katzen, Hasen, Jungfuchs, Rehkitz stoßen gesehen, aber da waren sie abseits ihrer schützenden Eltern. Von einer Sennhütte hatte ein Steinadler ein junges Hündchen, ein andermal ein Milchlämmlein enttragen. Aber die Fabel, daß ein Steinadler den Absturz eines großen Hundes oder erwachsenen Rehs oder von Gamsen bewirken kann, hat sich meines Wissens niemals bewahrheitet und kann daher dem friedliebenden Lämmergeier noch weniger nachgesagt und angedichtet werden.

Ein Tier ist viel zu intelligent, um sich ohne zwingende Ursache in gefährliche Wände zu versteigen, das bringt entweder nur die sinnlose Jagdpassion oder der Rekordwahnsinn beim Menschen zustande, niemals aber bei einem Schäferhund, Fuchs oder gar bei einem Gams.

In seinen gewissenhaft gesammelten Gewichtsdaten finde ich u. a. bei Professor Alfred K a m n e r nirgend ein höheres Gewicht erlegter oder vergifteter Bartgeier, als 6, 8, 10 kg. Mehr als das Eigengewicht kann er kaum tragen, dürfte daher auch niemals Beutetiere schlagen, die schwerer sind als er, abgesehen davon, daß, wie ich bereits erwähnte, seine Fänge und Krallen gar nicht dazu eingerichtet sind, Lebewesen zu töten.

Und mit dem Schnabel, wie ich schon vorher beschrieb, tötet kein echter Raubvogel, sondern nur mit der Kraft seiner muskulösen Fänge und deren scharfen Krallen. Das weiß jeder erfahrene und gebildete Jäger, guter Beobachter und insbesondere jeder Falkner.

Von den speziell in Professor Kamners Monographie genannten Herren habe ich recht viele persönlich gekannt und weiß genau, wer ohne Phantasie dort seine Daten lieferte, u. a. auch den von G. Téglás mehrfach erwähnten Gewährsmann Oberförster Hydvéggy kann ich nicht akzeptieren. Er war ein überaus amüsanter, heiterer und lebenswürdiger Forstmann, der gerne die Berge von unten besah und recht viel und gut Jägerlatein zu erzählen wußte, doch keine Ahnung von den verschiedenen Raubvögeln, geschweige denn vom Bartgeier hatte. Ich war



als junger Offizier durch längere Zeit in der gleichen kleinen Garnison und später mit seinen Bauernjägern in den Bergen oben in engem Kontakt, habe in seinem Bezirke die beiden großen Geierarten viel gesehen und einmal sogar einen Kuttengeierhorst ausgenommen, doch vom Bartgeier dort niemals etwas gesehen, noch, trotz mehrfachen Befragens, etwas von seinen Leuten hören, geschweige denn von einem Horste desselben etwas erfahren können.

Ich bin hier etwas weit über den Rahmen des eigentlichen Themas abgekommen, doch mußte ich endlich einmal den Fabeln phantasiereicher Jäger, Forstleute oder sogenannter Ornithologen entgegentreten, um der Wahrheit über die Eigenschaften des Bartgeiers und dessen Lebensweise zum Durchbruch zu verhelfen. Ich glaube dies ohne Selbstüberhebung sagen zu können, da wohl niemand diesbezüglich berufener sein kann als ich, der ich ein ganzes Menschenalter diesen prächtigsten Vertreter unserer siebenbürgischen Avifauna auf meinen Jagdzügen, Reisen und touristischen Unternehmungen beobachtet habe. Von dem mir dienstlich unterstellten königlichen Jagdpersonal fordere ich überdies jedwede diesbezügliche Wahrnehmung im Monatsrapporte und mache schließlich immer wieder an gefangenen Exemplaren meine Studien.

Ob der *Gypaetus barbatus* in den südlich des Retezatmassivs vorgelagerten Kalkabstürzen des Stănulețfelsens horstet, ist bloße Vermutung und bisher durch nichts Positives bewiesen. Da der Retezat nirgend so schroffe und gefährliche Steilwände wie dort besitzt, wäre eventuell hier die einzige Möglichkeit hierfür vorhanden, ohne aber bisher Gewißheit von autoritativer Seite erlangt zu haben. Zweimal, das letzte Mal am 20. Januar 1933, sah man ihn dort, also zu seiner Brutzeit, streichen, seinen Horst fand aber bisher niemand.

Den kleinen, fluggewandten *Neophron Percnopterus*, Schmutzgeier, hat weder mein langjähriger Jagdkumpan, Oberst Berger, noch ich in unseren karpathischen Bergen jemals gesehen. Ich finde, daß dieser Flugkünstler, der mit seiner Silhouette stark jener, jedoch in verjüngtem Maße natürlich, des Bartgeiers ähnelt, ein Vogel der Niederung ist und nur seine



Horste gerne in höhlenreiche, felsige Schlupfwinkel wie Steinbrüche, Steilufer und Lößwände anlegt.

Als häufiger Brutvogel der Retezatwälder wäre der kleine und große Schreiadler, dann der Gemeine und Wespenbussard, der Hühnerhabicht und vereinzelt, daher ziemlich selten, der Schlangendler und der Wanderfalke zu erwähnen, Vögel, die, ziemlich allgemein bekannt, hier nicht näher behandelt werden sollen.

Von den Kleinvögeln wäre hier nur der schmetterlinggleiche, rotflügelige Alpenmauerläufer (*Tichodroma muraria*) hervorzuheben, den ich recht oft auf den Felsblöcken der Hochlagen umherflattern sah. Alles andere Kleingeflügel will ich hier als nicht jagdbar, daher für den Jäger weniger interessant, übergehen.

Ehe ich jedoch zum nächsten Abschnitte meiner Beschreibung übergehe, kann ich es nicht unterlassen, hier zweier Naturalisten zu gedenken, die sich an der naturwissenschaftlichen Erschließung des Retezatmassivs und seiner Umgebung ganz besondere Verdienste erworben haben. Es sind dies in erster Linie Adam von Buda als Einheimischer und der Engländer Ch. G. Danford.

Ich lasse nun all dies hier folgen, was ich durch persönlichen Kontakt mit ersterem, oder durch Erkundigungen über beide durch andere noch in Erfahrung bringen konnte.

Als erster sei hier genannt der Hațeger Edelmann

### Adam Buda de Galați und Ilia,

den ich persönlich kannte und dessen umfangreiche Sammlungen ich mir gelegentlich des Marsches zu den Banater Kaisermanövern im Jahre 1896 von Deva aus besichtigen fuhr. Über ihn finden wir eine kurze biographische Abhandlung im Jahresberichte der „Transsylvania“ vom Jahre 1920, herausgegeben von der „Asociațiunea“, Sibiu, und aus den Protokollen gelegentlich des Ankaufes seiner Sammlung durch die „Asociațiunea pentru literatura română și cultura poporului român“.

Aus dem Jahresberichte der „Transsylvania“ lasse ich hier im Auszuge in deutscher Übersetzung die Lebensbeschreibung dieses Naturalisten folgen. Herr I. Georgescu, der Verfasser dieser Biographie, schreibt beiläufig folgendes:



„Geboren am 13. September 1840 in der Gemeinde Ruși nächst Hațeg im Hunyader Komitate und einer alten adligen Familie entstammend, die 1326 das Prädikat von Galați und im Jahre 1621 jenes von Ilia noch hinzu erhielt, genoß Buda seinen ersten Unterricht im Elternhause und später in Deva. Als er im Jahre 1848 von dort bei Ausbruch der Revolutionskämpfe nach dem Innern Siebenbürgens flüchten wollte, wurde er durch die Schlacht bei Piski-Simeria, zwischen dem russischen General Puchner und dem ungarischen Revolutionsheere, unter Bem, daran verhindert, so daß er gezwungen war, wieder nach „Bretea Română“ auf das Gut seiner Eltern zurückzukehren, um dann erst nach dem Abflauen der Unruhen seine Studienjahre in Broos-Orăștie und Mühlbach-Șebeș-Alba fortzusetzen.

Als er nach beendeten Studienjahren wieder in sein Elternhaus zurückkehrte, um seinem Vater in der Wirtschaft behilflich zu sein, legte er seine erste Insektensammlung an, welche er nach Vervollständigung seinem gleichgesinnten Freunde Kenderessy schenkte.

Von Jugend auf mit dem Jagdgewehre vertraut, schoß und präparierte er sich alle Vögel der dortigen Umgebung zu Bälgen, wie er sich überhaupt im Laufe der Jahre zu einem tüchtigen Jägersmann entwickelte, der im Verlaufe seiner langjährigen Sammel- und Waidmannstätigkeit persönlich 14 Bären, sehr viele Gemsen, Sauen und anderes Wild erlegt hat.

Sein wissenschaftlicher Sammeleifer machte ihn mit den damaligen ornithologischen Kapazitäten Graf Koloman Lázár, Johann Ciató und Otto Hermann, sowie mit den Geologen Alexander Pávay Vayna, sowie Karl Herepey bekannt, welch letztere behufs Auffindung petrifizierter Insekten mit ihm alle Gebirge und unwegsamen Gebiete des Hunyader Komitates bereisten.

Als im Jahre 1860 die Teilung des elterlichen Vermögens erfolgte, erhielt er, als der jüngste der drei Brüder, das gänzlich verwahrloste Gut Rea in der nächsten Nähe von Nalác südwestlich von Hațeg, wo er dann durch Fleiß und Ausdauer ein nettes Heim für sich und seine immer mehr zunehmenden Sammlungen schuf.

Nach einer kurzen Ehe, wobei seine Frau und das einzige Söhnchen starben, vertiefte er sich um so mehr in seine wissenschaftlichen Studien, die er durch Teilnahme an verschiedenen Kongressen und im Kontakt mit den verschiedensten Wissenschaftlern erweiterte.

Auf seinen verschiedenen Reisen durch die Kulturländer Europas hatte er auch ein hohes Interesse an den Edelobstsorten gefunden, so daß er sich entschloß, probeweise diese auf seinem durch Ankauf vergrößerten Gute anzupflanzen. 360 Äpfel-, 250 Birnen-, 70 Pflaumen- und 20 Weichselarten wurden angepflanzt, um festzustellen, welche dieser Setzlinge die beste Eignung für diesen Boden und das dortige Klima haben würden.

1897 bereiste er Ägypten, wo er nächst der großen Sphinx bei Gizeh die Bekanntschaft seiner zweiten Frau machte, mit welcher er bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe lebte.



In seiner Liebe für die Vogelwelt unternahm er 1912 eine Nordlandsfahrt, um sich die Avifauna der norwegischen Fjorküste bis hinauf zum Nordkap zu besehen, wo er bei den Vogelinseln Millionen von arktischen Vögeln beobachten konnte. Über Spitzbergen weiter nach der Adventbai reisend, bereitete aber das ewige Eis nächst des 78. Grades nördlicher Breite seinem Forscherdrange ein Ende.“

Im Jahre 1916, beim Eintritte Rumäniens in den Weltkrieg, mußte er von seinem Gute Rea flüchten, dabei seine ganze wertvolle Sammlung dem Schicksale überlassend. Zum Glück wurden diese naturwissenschaftlichen Schätze von den durchmarschierenden und auch dort einquartierten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in Ehren gehalten, so daß bis zu seiner Rückkehr alles im besten Zustande erhalten blieb. In vorge-schrittenem Alter war es daher kein Wunder, daß er durch die Aufregungen der letzten in seiner Nähe sich abspielenden Kriegsereignisse ein Herzleiden erhielt, welches ihn veranlaßte, in Vorahnung seines Todes für die gesicherte Unterbringung seiner Sammlung zu sorgen. Noch vor seinem am 31. Mai 1920 eingetretenen Ende hatte er die Freude, sein Lebenswerk in sicherer Hut der „Asociațiunea“, Hermannstadt-Sibiu, zu wissen, welche all diese naturwissenschaftlichen und historischen Wertobjekte käuflich übernommen hatte. Wie reichhaltig seine Sammlung war, ist aus dem Übernahmeinventar ersichtlich, aus welchem ich nachfolgende Daten entnehme, und zwar: 923 Münzen, 500 Vögel, 14.000 Schmetterlinge und Käfer, 24 Säugetiere und Reptilien, 250 Tierschädel und Knochenreste, 2000 Muscheln und sonstige Petrefakte. In die Vitrinen der Insekten sind aber leider, wie ich mich selbst davon überzeugen konnte, überall Schädlinge hineingekommen, so daß momentan die ganze Sammlung gänzlich unbrauchbar geworden ist.

Nebst Buda Adam war die zweite prominente Persönlichkeit auf dem Gebiete der Jagd und der naturwissenschaftlichen Erforschung des Retezatgebirges der Engländer

### Ch. G. Danford.

Seine jagdliche Leidenschaft und sein wissenschaftlicher Sammeleifer führten ihn zu enger Freundschaft mit Adam von Buda, mit welchem er 3 Jahre gemeinsam in Rea wohnte. 14 Jahre



verbrachte er in Răul de Mori und 12 Jahre in Paclişa, bis er schließlich als fast 70 jähriger Mann knapp vor Ausbruch des Krieges schweren Herzens mit Sohn und Tochter, die ihm in seiner Sammeltätigkeit eifrigst zur Seite standen, seine ihm so lieb gewordenen Berge verlassen mußte, um nach England zurückzukehren.

Wie mir sein Leibjäger und ständiger Begleiter auf allen Jagdzügen und Sammelausflügen Foarcea Petru Burdea aus Clopotiva erzählte, waren hauptsächlich alle Nagerarten, insbesondere Mäuse und Siebenschläfer, dann Vogeleier, Insekten und Reptilien seine beliebtesten Sammelobjekte.

Während der vielen Jahre seines Dortseins war u. a. der Bart- oder Lämmergeier sein beliebtestes Beobachtungsobjekt, so daß er stunden-, ja tagelang in improvisierten Luderhütten bei ausgelegtem Kadaver auf diesen seltenen und schönen Vogel lauern konnte. Tatsächlich gelang es ihm auch, nachdem die zahlreichen anderen Geier das Fleisch von den Knochen abgefressen hatten, bei den Knochenresten eines ausgelegten Schafes am Nedea Galben einen jüngeren *Gypaetus barbatus* und gelegentlich einer Viehseuche auch einen anderen schön ausgefärbten Altvogel zu erbeuten.

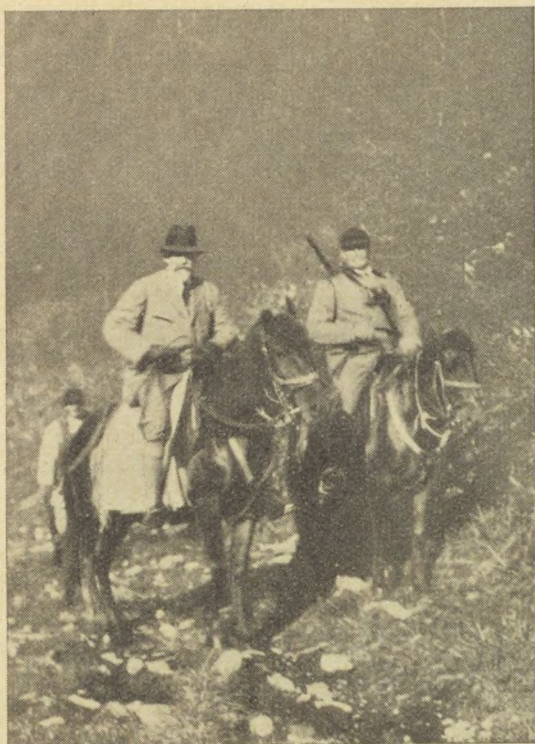
Bei seinen zahllosen Jagdzügen und Ausflügen, die er unternahm, wurde er auch einmal, es war im Monate November am Netis, samt einem Teil seiner Begleiter von einer Schneelawine zu Tale gerissen und teilweise verschüttet. Zum Glück erfaßte ihn nur der Lawinenrand, so daß er sich noch mit heilen Knochen aus der drückenden Schneelast befreien konnte. Sein vielgeliebter Stutzen konnte aber erst nach zweitägiger Arbeit ausgeschaufelt werden.

Jetzt deckt auch diesen Forscher und Waidmann ebenso wie seinen Freund Adam von Buda die heimatliche Erde.

### Geschichte des Hunyader Komitates

Was die Geschichte der Umgebung des Retezatmassivs und des ihm im Norden vorgelagerten Haţegtales und der Strellniederung anbelangt, so sind die Schicksale derselben eng mit jenem ganz Siebenbürgens verbunden. Vielleicht spielten sich in dem an Erzen und sonstigen Schätzen der Natur so reichen





S. M. König Ferdinand in die Hochlagen reitend

Hunyader Komitat die Ereignisse viel abwechslungsreicher und intensiver ab, da besonders das Einfallstor aus dem damaligen Pannonien, dem heutigen Banat, durch das Eiserne Tor in die fruchtbare Senke des Hațeg- und Strelltales, ebenso wie durch das Maroschtal eine offene Pforte in das Herz Siebenbürgens bildeten.

Der bekannte Historiker Gabriel Téglás, der sich vor allem im großen Werke „Österreich-Ungarn in Wort und Bild“ mit der Geschichte Siebenbürgens und Ungarns dort befaßt, teilt die Anfänge des dortigen geschichtlichen Werdeganges in vier große Hauptgruppen ein, und zwar in jene: 1. der Urzeit, 2. in die dakische Zeit, 3. in die Zeit der Römer und schließlich 4. in jene der Völkerwanderung.

Ich glaube dem Werdegang der Ereignisse hier am besten zu



dienen, wenn ich Gabriel Téglás selbst sprechen lasse, da ein Auszug seiner hochinteressanten Ausführungen nicht jene Klarheit und Faßlichkeit besäße, als wenn er selbst zu Worte kommt.

Über die historischen Ereignisse und Denkmäler von früher, Urzeit bis einschließlich der Völkerwanderungszeit, sagt Gabriel Téglás in dem bereits vorher genannten Werke „Österreich-Ungarn in Wort und Bild“ folgendes:

### Denkmäler der Urzeit, dakischen Zeit, Römerzeit und Völkerwanderungszeit

#### Die Urzeit

Es gibt keine Beweise dafür, daß im südöstlichen Ungarn, das heißt im alten Dazien, schon der quaternäre (diluviale) Mensch heimisch gewesen sei. Auf Grund der vorhandenen Daten können wir nicht einmal die Epochen der Stein- und Bronzewerkzeuge mit Bestimmtheit voneinander trennen, insofern die Ureinwohner Jaspis, Hornstein und Achate gerade aus den Goldwäschergegenden erhielten und die Bevölkerung Daziens, nach unzweifelhaften Daten, schon auf der Anfangsstufe der Zivilisation sich des Goldes mindestens zum Schmuck bedienten, aber selbst das dieser Mineralien ermangelnde Alföld schon dazisches „Elektron“, eine Legierung von Gold und Silber, verwendet haben mag. Steinwerkzeuge mögen in großer Menge und nicht bloß aus den für das Erzgebirge charakteristischen Gesteinen in den Verkehr weiterer Kreise gelangt sein, aber auch den Südkarpathen eigentümliche Mineralien, wie Ampfibolit, Phyllit, gewisse Quarzarten, nebst granatführendem Glimmerschiefer und Serpentin waren auch über den Umkreis des lokalen Bedarfes hinaus sehr gesuchte Artikel, und die Handmahlsteine aus dem bei Héviz am Altufer gefundenen schwammigen Basalt waren nochmals, schon in der Blütezeit der Bronzeindustrie, auch im Alföld bis an die Theiß hinab in allgemeinem Gebrauche.

Auch die mit Buckeln besetzten Steinkolben, die mitten in der Mezőség, bei Meleg-Földvár und Szent-Gothárd, dann in der Zone des Erzgebirges bei Csáklya (Komitat Alsó-Fehér), Erdőfalva (Komitat Hunyad), in dem seit Urzeiten salzberühmten Vizakna und oben zu Gátfalva am Nyárádfuß ganz ähnlich geformt vorkommen, konnten gewiß nur einer systematischen Fabrikation entstammen. Daß die Bevölkerung Daziens in der Steinzeit Handel und Gewerbe eifrig betrieb, dafür sind schon die aus dem Obsidian der Tokajer Hegyalja gesprengten Messerklingen, die aus den Chondylus-Muscheln des Schwarzen Meeres geschnitzten Perlen und Armbänder, ein von der Insel Naxos nach Csáklya gelangter Schmirgelmeißel und der Ostseebernstein an sich Beweis genug. Die Funde im Goldbergwerk zu Karács (Hunyader Komitat) bezeugen, daß Steinwerkzeuge auch beim Bergbau auf Gold in Verwendung standen, und ebenso sicher ist es, daß die Kupferäxte, welche die Gegend des Erzgebirges bemerkenswert gemacht haben, Werk-



zeuge von Arbeitern der Goldbergwerke waren. In der Tat mögen sich die zu Csáklya, Bó, Tordos und Tirnovicza (zwischen Deva und Körösbánya) gefundenen zweischneidigen Kupferäxte besonders geeignet haben, die Goldgänge aus dem harten Grüneisen-Trachyt herauszuhauen.

Gleichzeitig mit dem Gebrauche der Stein- und Kupferwerkzeuge nahm auch die Goldwäscherei einen Aufschwung und es bürgerten sich die Kunstgriffe der Goldschmiedtechnik ein. Der Goldbezirk mag der Mittelpunkt der ersten Kulturtätigkeit in Dazien gewesen sein. Darauf deutet schon die sorgfältige Befestigung der Felsenpässe, welche durch die Kalkgebirge längs des mittleren Maros zu den Goldbergwerken führen. Von Zám aufwärts, besonders bei Kis-Bánya (Boicza), in der dreifachen Verzweigung des Algyógyerbaches, dann weiter in den Schluchten der Gebirgsbäche, die zum Tövisberge, nach Straßburg (Nagy-Enyed) hinablaufen, desgleichen im Engtale des Aranyosflusses, überall sieht man zahlreiche natürliche Höhlen mit Befestigungen. Auch zwischen diesem, dem Minenbezirk vorliegenden Befestigungsgürtel und der Marosebene sind die hervorragenderen Kuppen und Bergvorsprünge reich an solchen Schutzwerken. So bei Várfalva an der Mündung des Aranyostales, bei Borsmezőberek im Marosgelände auf dem Zebernykberge, bei Bokay auf dem Tamásköve (Piatra Tomi), dann die sogenannte Türkenburg (Törökvár, Turják) bei Algyógy, die schon von den Römern als Burg benützt wurde. Hier wären auch noch die Erdburgen zu erwähnen, die einst im Haupttale des Maros auf den Höhen von Deva und Arany standen. In diesen Ansiedlungen kamen zahlreiche, für die Zeit des geschliffenen Steines charakteristische Geräte zum Vorschein: Beile, Meißel, Äxte, aus Jaspis und Hornstein gesprengte Splitter, Schaber, Handmahlsteine, aus Knochen gearbeitete Pfieme und Nadeln, als Amulette dienende Bärenzähne, Hämmer aus Hirschgeweihen usw. Dazu kommen die mannigfaltig geformten und verzierten, mit Toneisenstein, Kohlenstaub oder Graphit bemalten Tongefäße, an denen hie und da auch eingelegte Kaolinornamente vorkommen. An Reichtum der Funde übertrifft alle anderen die von Sophie Torma aufgedeckte Ansiedlung zu Tordos. Überrascht sieht man hier, außer Stein- und Knochengeräten von verschiedenster Form, mannigfaltige Kupfer- und Bronzegegenstände und an den Gefäßen religiöse Symbole, die auf Assyrien und Babylonien hinweisen. Als Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. der Welt von dem Goldreichtum der Agathyrser am Maros Kunde gab, war das dazische „Elektron“ bereits durch die Kaufleute von Milet auf den Weltmarkt gelangt. Die erwähnten orientalischen Götterbilder und Symbole mögen auf längst befahrenen Verkehrswegen, dem Alt, Karas und Temes entlang, in das urzeitliche Dazien gelangt sein. Solche Götterfiguren und Symbole fanden sich noch in der Gegend von Kubin an der unteren Donau und in der Csáklyaer Ansiedlung bei Nagy-Enyed. Die Agathyrser dürften es damals auch in der Eisenproduktion schon sehr weit gebracht haben; Beweis dessen, außer ihren mit Toneisenstein gefärbten Gefäßen, die Sitte, sich als Rangabzeichen Gesicht, Hände und Füße mit Toneisenstein zu färben.

Das goldene Ringgeld wird wohl gleichzeitig mit den an Form und Ge-



wicht ihm völlig gleichen Bronzeringen in Dazien als Tauschmittel gedient haben. Das zur Bronzelegierung erforderliche Zinn war seiner Seltenheit wegen damals ein ebenso gesuchter Handelsartikel, wie Bernstein, Gold und Edelsteine. Man führte es seit dem 2. Jahrtausend vor Chr. von den Kassiteriden, einer Inselgruppe an der südwestlichen Ecke Großbritanniens ein, wie den Bernstein von den Gestaden der Ostsee, und ein Haupthandelsweg der Phönizier, die diese Einfuhr vermittelten, berührte auch Dazien. Häufig genug kommen zentnerschwere Massen roher Bronze, in Kuchenform, sowie fertige oder zum Einschmelzen bestimmte Bronzewaren aus der Erde zum Vorschein. Die interessantesten dieser Depotfunde sind die von Hammersdorf (Szent-Erzsébetfalva) bei Hermannstadt, wo 1870 über sechs Zentner Bronzewaren und Rohmaterial, darunter auch reine Zinnplatten, gefunden wurden, dann von Nyárád-Gálfalva (in der Nähe von Maros-Vásárhely) und Ispánlaka (in der Nähe des Salzlagers Maros-Ujvár), wo man eine Bronzemasse von zehn Zentnern fand. Es gibt da kein einigermaßen begangenes Tal, keinen Grenzpaß, wo nicht Bronzefunde in größerem oder geringerem Betrage vorkämen: massenhafte Sicheln, die verschiedensten Meißel, Lanzen- und Pfeilspitzen, Dolchmesser, Messer, Rasiermesser, Sägeblätter, einfache und verzierte Fibeln (Sicherheitsnadeln), Nadeln, Pfieme, Punzen, Spiral-Armbänder, Knöchelringe, Schwerter, Streitkolben, Helmbestandteile.

Außer dem Siebenbürgischen Museum zu Klausenburg und dem Brukenthalischen Museum zu Hermannstadt, die als ältere Institute den größten Teil dieser Schätze enthalten, gibt es noch sehr lehrreiche Sammlungen dieser Art im Bethlen-Kollegium zu Nagy-Enyed (dem Eifer des Professors Karl Herepey zu danken), im Székler Museum zu Sepsi Szent-György, dann in einzelnen anderen Anstalten und Schulen, wie im evangelischen Obergymnasium A. B. zu Schäßburg (Segesvár), im Devaer Museum des historischen und archäologischen Vereins für den Hunyader Komitat usw. Die sehr sorgfältig verzierten Schwertgriffe, Beilhämmer, die in Scharisch (Sáros im Großkokler Komitat) und Jietsch (Vécs im Komitat Maros-Torda) gefundenen Bronzehelme, die im Geschmack von Nomadenvölkern des scythischen Stammes gearbeiteten Kessel mit Reifenschmuck und Henkeln in Tierform, der mit Opfergefäßen beladene Miniaturwagen von Vajdej bei Broos (Szászváros), dann die nach Bronzemuster gearbeiteten eisernen Hohlzelte und schönen, rosettenbesetzten Schnallen von Akmár bei Alvincz (jetzt in Klausenburg), die schönen, mit spiraligen Zieraten geschmückten Bronzestreitkolben von Gaura bei Kapnikbánya im nördlichen Dazien, sie alle berichten von der jüngeren Bronzeperiode, die in Dazien gleichzeitig mit der Hallstätter Periode geblüht hat. Diese Funde deuten auf Einfälle der scythischen Stämme, die im 7. Jahrhundert v. Chr. von Galizien und der Bukowina her in Dazien eingedrungen sein mochten und zu deren Verwandtschaft auch die Agathyrsen gezählt wurden. Damals können die zwei- und dreischneidigen, mitunter an den Seiten stacheligen oder hakigen Bronzepeilspitzen hieher gelangt sein, wie sie den Archäologen von den Ostkarpathen ostwärts bis Sibirien als charakteristische Fabrikate der Scythen gelten;



das Museum des Bethlen-Kollegiums zu Nagy-Enyed hat solche namentlich aus dieser Stadt und aus Nyárád-Szent-Benedek erhalten. In diesen Kulturkreis gehören die mit Schlangenköpfen geschmückten goldenen oder silbernen Armspangen und Ohrgehänge und die gestielten Metallspiegel mit einem knieenden Hirsch oder Pferd am Scharnier von Törnen (Pókafalva im Komitat Alsó-Fehér). Diese Ureinwohner hausten in den Tälern, in rutengeflochtenen und mit Lehm verschmierten Hütten und bedienten sich nur in Gebirgsgegenden der Höhlenwohnungen.

### Die dakische Zeit

Mit dem 4. Jahrhundert v. Chr. gelangt die vom Balkan her nach Norden dringende kulturelle und ethnologische Strömung zur Oberhand. Die Agathyrsen vermischen sich entweder mit den dazischen Ankömmlingen, oder sie werden verdrängt, wie wir denn später ihrem Namen sehr weit im Norden begegnen. Die Münzen Philipps II. (359—336), Alexanders des Großen, Lysimachos' (313—281), des bis 226 selbständigen Dyrrhachium, der Stadt Apollonia, dann die von Thasos, Erythrea, Kerkyra sind längs der südlichen Karpathen, in den bereits erwähnten Grenzpässen zu Hunderten ans Tageslicht gelangt. Bei Petrozsény, in der Nähe des Vulkanpasses, wurden im Jahre 1807 300 Tetradrachmen von Thasos gefunden, bei Jóvalcsel an der Straße längs des Sztrigy mehrere hundert Münzen von Dyrrhachium und Apollonia, bei der berühmten Burg (Gredistye) von Muncsel und an mehreren Punkten des Hátszegi Distrikts Goldstücke des Lysimachos, bei Sibisel (Sebeshely) und Kudsir hunderte von Nachahmungen thasischer Tetradrachmen, in den Goldwäschereien von Ober-Pián Prägungen von Thasos, Dyrrhachium und Apollonia, auf der Goldwäscherstation Reho neben diesen noch Münzen Philipps II., dann weiter gegen den Roten Turm-Paß bei Heltau 498 Stück mit der Prägung von Kerkyra, 2 von Pharos und 2 von Panormus in Sizilien, in Zeiden (Fekete Halom) am Törzburger Paß Goldstateren Alexanders des Großen, zu Gelencze zwischen dem Bodza- und Oituzpaß 200 thasische Tetradrachmen usw., lauter Gedenkzeichen der zahlreichen Einfälle, die im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. vom Grenzgebirge her stattgefunden haben. Auch in der Mitte des Erzgebirges, zwischen Zalatna und Verespatak, desgleichen in der Umgebung von Deva finden sich thasische Tetradrachmen. Zu diesen gesellen sich nach und nach römische Konsular- und Familienmünzen und illustrieren gleichsam die mit dem Umsichgreifen des Reiches eingetretenen kommerziellen und politischen Berührungen. Einer der lehrreichsten Funde wurde 1873 in Cserbel, bei den Hunyader Eisenbergwerken, gemacht; ein Bronzegefäß, das römische Münzen aus der Zeit von 500—171 v. Chr. zusammen mit schlangenhäuptigen Armringen und Ohrgehängen enthielt. Auch in anderen Gegenden Daziens wurde solcher Schmuck gefunden, so bei Márkaszkék (Arader Komitat) zwei Armringe aus Silberdraht mit Schlangenköpfen, weiter oben gegen Körösbánya hin bei Guravoj 70 Münzen von Apollonia, zu Mediasch im Tale des Großen Kokelflusses 53 Stück Silbergegenstände, darunter auch solche Mün-



zen; in Csóra bei Offenbánya wurde sogar eine silberne Tafel mit menschenähnlichen Reliefdarstellungen gefunden.

Alexander der Große setzte im Jahre 335 v. Chr. über den Istros und kämpfte gegen eine Schar von 4000 Reitern und 10.000 Mann Fußvolk; das waren Geten, vermutlich Verwandte der Dazier, der einstigen Besitzer der hier besprochenen Altertümer. Nach dem Zeugnis der zahlreichen, aus den Karpathenpässen herrührenden Bronzegegenstände und Schatzfunde führten diese Ureinwohner Daziens schwere und erbitterte Kämpfe gegen die Bastarner, welche Dazien hauptsächlich gegen Nordosten umgaben. Als die Dazier unter ihrem König Oroles die Bastarner besiegt hatten, dehnten sie ihre abenteuerlichen Raubzüge bis nach Illyrikum und Mazedonien aus. Der dazische König Boiribesta brandschatzte, mit den Skordiskern der Savegegend verbündet, sogar die berühmten Minenorte Noricums an der oberen Drau. Die starke Persönlichkeit eines Boiribesta vermochte in dem Jahrhundert vor Christi Geburt die dazischen Stämme zu verschmelzen, nach seinem Tode aber zerfielen sie wieder und erscheinen dann während eines Jahrhunderts bald da, bald dort zeitweilig auf der Bühne der Geschichte. Das ging so fort, bis Decebal König der Dazier wurde. Unter ihm erreichte die Nation den Gipfel ihrer Macht. Decebal machte sein militärisches Talent sofort auch den Römern fühlbar; insbesondere im Jahre 86 n. Chr., als er über das Eis der Donau in Moesien einfiel und den römischen Statthalter samt seinen Truppen niedermetzte. Nun sandte die römische Regierung ein starkes Heer gegen die Dazier, allein Decebal lockte es durch scheinbare Flucht in seine Gebirge und vernichtete es da vollständig. In aller Eile schickte Kaiser Domitian aus Italien ein neues Heer nach Dazien, und Decebal wurde bei Tapar (Lage unbekannt) geschlagen. Allein die Dazier wußten durch ihre Wühlereien einen pannonischen Aufstand zu erregen, dessen plötzlicher Ausbruch den Kaiser zum Friedensschluß zwang.

### Die Römerzeit

Kaiser Trajan betrachtete es als seine erste Aufgabe, die Scharte der römischen Waffen auszuwetzen. Er legte 99–100 n. Chr. die Felsenstraße durch den Kasanpaß an und schlug im Frühjahr 101 los. Die Römer müssen unter hartnäckigen Kämpfen vorgedrungen sein und legten als Rückenschutz überall Lager an. So entstanden nördlich des Karasflusses, in dem immer enger werdenden Tale des Cernovec, Arcidava (Váralya) zwischen Nagh-Szurdok und Doklin Centum putei, am Berzavafluß Berzovia, bei Fulrug am Poganis Ahihis, auf der Wasserscheide des Poganis und Temes Caput Bubali. Bei Tibiscum trafen sie auf die Legio I. Italica, die mittlerweile von Dierna (Orsova) aus kämpfend hierher gelangt war. Bis zum Eintritt des Winters waren die Römer schon ziemlich weit in Dazien vorgedrungen. Im Frühjahr 102 erneuerte sich der Kampf, und der erste Feldzug endete mit der Unterwerfung des stolzen und schlauen dazischen Königs. Trajan rüstete jedoch gleich für den zweiten Feldzug. Schon im Jahre 103 begann Apollodorus den Bau der noch jetzt in ihren Resten großartigen Donau-



brücke zwischen Drobeta (Turn-Severin) und dem am serbischen Ufer gelegenen Kladova. Als Decebal die Jazyger angriff und dadurch den Frieden brach, rückte ihm Trajan im Frühling 105 mit drei Heersäulen entgegen und umzingelte die Dazier; Decebal verbarg seine Schätze im Bette der Sargetia und versuchte zu entkommen, allein der Verräter Bikilas brachte die Römer auf seine Spur und er stürzte sich in sein Schwert, während seine Großen den Giftbecher leerten. So fiel Dazien in den Jahren 106—107. Zum Gedächtnis des Feldzuges wurde aus der Beute in Rom die Trajanssäule errichtet, deren Reliefs die Hauptmomente der beiden dazischen Feldzüge darstellen. Nachdem Trajan die Blüte des dazischen Volkes ausgerottet, warb er Kolonisten aus allen Teilen der Welt, und da deren Ansiedlung hinreichende Garantie des Friedens bot, blieb nur eine Legion in Dazien, die legio XIII. Gemina, aber auch diese baute sich ihr Lager nicht in Sarmizegethusa, sondern in Apulum (Karlsburg). Nichtsdestoweniger blieb Sarmizegethusa die Hauptstadt der Provinz, war sie doch auch schon von Trajan unter dem Namen Colonia Ulpia Traiana Augusta Dacica Sarmizegethusa zur Stadt mit römischem Recht erhoben worden. Trajan war es auch, der Dierna (Orsova) als Kolonie organisierte, obgleich sie auch keine Besatzung hatte. Und ebenso schlug das Römertum ohne militärische Mitwirkung schon unter Trajan im Maros- und Szamostal Wurzel bis Porolissum (Mojgrád) hin, das in der Gegend von Zilah lag. Die Römerstraße zwischen Potaissa (Thorenburg) und Napoca (Klausenburg) wurde schon in den Jahren 109 bis 110 fertig, und Napoca wird sogar schon unter Hadrian, früher als Apulum, wo eine Legion lag, eine Stadt mit römischem Recht (*municipium Aelium Hadrianum Napoca*). Hadrian war der erste, der längs der Pässe und Täler Kastelle zu bauen begann, allein erst infolge der Markomannenkriege wurde das Verteidigungssystem Daziens ausgebaut. Septimius Severus beorderte noch eine Legion, die legio V. Macedonica, nach Dazien, mit Potaissa (Thorenburg) als Standort. Dazien war gegen die Einbrüche der Nachbarn durch drei Ringe von kleinen Lagern geschützt. Der äußere verteidigte die Pässe, der mittlere lag diesseits des Grenzgebirges, der innere umschloß die Standorte der beiden Legionen. Topographisch ist von den Standlagern der Legionen nur bekannt, daß das der legio XIII gemina sich auf dem Festungshügel zu Karlsburg, das der legio V. Macedonica zu Thorenburg auf dem Leányvár genannten Bergrücken befand. Von den kleinen Lagern ist eines, zu Alsó-Ilosva, von Karl Torma aufgedeckt worden. Der quadratische Lagerplatz hat 182 Meter Seitenlänge und an jeder Wand ein Tor mit Doppeltürmen. Im Innern fand man das Prätorium und das zur Wohnung des Kommandanten gehörige Badegebäude. Die Besatzung wurde seit 213 von der ala I. Tungrorum Frontoniana gestellt. Wo die einzelnen Hilfstruppen stationiert waren, wird hauptsächlich durch die gestempelten Ziegel entschieden. Übrigens sind unsere Hauptquellen darüber, welche Hilfstruppen in Dazien lagen, die Militärdiplome. Solche sind fünf erhalten, von denen aber nur zwei in Siebenbürgen (zu Bereczk und Maros-Keresztur) gefunden wurden. Von den Hilfstruppen sind bisher 9 alae und 32 Cohortes bekannt,



jedenfalls eine ansehnliche Streitmacht; freilich konnten sie nicht gleichzeitig in Dazien gedient haben. Die größten Veränderungen in der Einteilung der dazischen Besatzung dürften 157—161 infolge der Markomannenkriege eingetreten sein.

Gleich nach beendeter Eroberung wurden gegen die Barbaren Grenzwälle und gute Militärstraßen gebaut. Trotzdem kamen bis jetzt nicht mehr als drei Meilenzeiger zum Vorschein. Einer stammt noch aus trajanischer Zeit, er wurde bei Ajton gefunden, wo kein Militär lag; der andere mit den Namen des Trebonianus Gallus und seines Sohnes, ist von Veczel; der dritte vom Jahre 236 von Nagy-Almás.

Die Orte ohne Militär wurden früher zu Städten mit römischem Recht, was schon an sich ein hinlänglicher Beweis ist, daß Dazien nicht wie Pannonien den Charakter einer Militärgrenze hatte. Apulum ist gleichzeitig Munizipium und Kolonie, aber höchstens durch Marc Aurel; den Rang als Munizipium erhielt die Ansiedlung der Eingeborenen und Einwanderer, den der Kolonie aber die im Anschluß an das Lager entstandenen Canabae. Potaissa wurde unter Septimius Severus erst Munizipium, dann Kolonie.

Da das bürgerliche Element meist aus Fremden bestand, erhob es die Kultur notwendig auf eine höhere Stufe als sie an Orten erreichte, wo die eingeborenen Barbaren die Masse der bürgerlichen Gesellschaft bildeten. Was an dazischem Element übrig blieb, war der Zivilisation fremd. Die Fremden scharten sich besonders in den Städten zusammen, den Aufschriften nach waren sie meist orientalischen Ursprungs. Es gibt da Einwanderer aus Galatien, Karien, Phrygien, Paphlagonien und besonders aus Syrien. Auf die Nationalitäten in Dazien wirft eine Inschrift aus Karansebes ein interessantes Licht; sie ist in lateinischer und palmyrenischer Sprache, in römischem und semitischem Charakter verfaßt. Auch griechische Inschriften sind nicht selten. Die Einwanderer beschäftigten sich mit Handel und Gewerbe. Der Bergbau blühte besonders. Der Betrieb der Goldbergwerke im Erzgebirge begann schon unter Trajan. Hauptort des Bergbaues war Alburnus major (Verespatak), wo in den Gruben 25 wächserne Triptycha gefunden wurden, die sich jetzt größtenteils im ungarischen Nationalmuseum befinden. Es sind lauter privatrechtliche Urkunden, meist Kauf- und Verkaufsverträge. Eines der Exemplare nennt Alburnum major das Dorf der Pirusten. Einer aus dem Volksstamm der Pirusten wird auch in einer dort gefundenen Inschrift erwähnt. Die Pirusten kamen als berühmte Bergleute aus Dalmatien nach Dazien. Die älteste Wachstafel ist von 131, die jüngste von 167; das Verbergen der Tafeln geschah also in diesem Jahre oder nicht viel später. Sitz der Bergwerksdirektion war Ampelum (Zalatna), das wohl aus diesem Grunde das Stadtrecht erhielt. Bergwerksdirektor (procurator Augusti aurariorum) war zu Trajans Zeit ein Freigelassener des Kaisers, später ein Mann von vornehmer Herkunft, der Beneficiare hatte. Der Eisenbergbau hatte namentlich in Telek-Gyalár, in der Nähe des jetzigen Vajda-Hunyad, Spuren hinterlassen. Römische Salzbergwerke aber befanden sich fast bei jeder jetzt betriebenen Saline. Außerordentlich stark war auch der Betrieb



der Steinbrüche. Der ausgedehnteste Steinbruch war der Marmorbruch von Bukova bei Sarmizegethusa; ferner sind zu erwähnen: Kőboldogfalva, Arany und Deva, der „Vágott kő“ (gehauener Stein) bei Thorenburg, Bácsorok bei Klausenburg, Zsákfalva bei Porolissum.

Aus allem bisher erwähnten geht hervor, daß die Kultur Daziens in römischer Zeit auf höherer Stufe stand als die Pannoniens, dann aber auch, daß sie durch die Einwanderer einen eigenartigen Charakter erhielt. Dies ist auch durch die Denkmäler erwiesen, die weit bessere Arbeit zeigen als in Pannonien. Leider wurden noch keine systematischen Nachgrabungen in größerem Maßstabe unternommen. Und doch ist das Mithräum von Sarmizegethusa ein Beispiel, wie erfolgreich hier die Forschung sein mußte. Übrigens war auch diese schon zerstört, es kamen nur noch die Außenmauern der viereckigen Apsis zum Vorschein, allein die Zahl der aufgefundenen Statuen und Inschriften überstieg 250. Viele Inschriften drücken die Dankbarkeit aus für die Fürsorge, welche die Statthalter den Städten zuwandten. Andere erwähnen den Bau oder die Wiederherstellung von öffentlichen Gebäuden. Nach einer Inschrift von Porolissum ließ Kaiser Antonius Pius 157 das Amphitheater wieder aufbauen. Gegenwärtig finden im Gebiete von Apulum Ausgrabungen statt und es sind bereits mehrere Wohnhäuser und Bäder aufgedeckt. Sie scheinen übrigens vorstädtische Bauten gewesen zu sein. Das bemerkenswerteste Gebäude, das wir kennen, ist das Amphitheater von Sarmizegethusa. Die Fundamente seines Zuschauerraumes sind noch ziemlich gut erhalten. Die in öffentlichen Sammlungen und bei Privaten aufbewahrten Bruchstücke, wie marmorne Kapitäle und Gesimse, geben einen Begriff von dem entwickelten Zustande der dortigen römischen Baukunst. Zwei Mosaikfußböden, die 1823 in den Ruinen von Sarmizegethusa gefunden wurden, später aber zugrunde gingen, waren Zeugnisse des Luxus, der im Innern der Gebäude herrschte. Die eine Darstellung zeigte das Urteil des Paris, die andere Priamus vor Achilles.

Die Metall-, Glas- und Tongegenstände gleichen im allgemeinen denen von anderen Provinzen. Um so bemerkenswerter sind die Steindenkmäler. Ihr Material ist Marmor; auffällig genug, nachdem einem an der Donau und am Rhein der Kalkstein geläufig geworden. Die zu Ehren von Kaisern und Statthaltern errichteten Denksäulen, Altäre, Götterfiguren und -Reliefs, Grabsteine usw. sind zwar von anderswoher wohlbekannte Typen, allein sie haben eine lokale Besonderheit und sind vor allem tüchtiger ausgearbeitet als ähnliche Denkmäler im benachbarten Pannonien.

Am interessantesten sind die gottesdienstlichen Altertümer, insofern die eigentümlichen nationalen Verhältnisse Daziens auf religiösem Gebiete noch deutlicher als in der Sprache zum Ausdruck gelangten. Die meisten Denkmäler beziehen sich auf Mithras. Die aus dem Mithräum von Sarmizegethusa sind sämtlich von Marmor. Unter den unbeschädigten Stücken fällt die Gruppe der Stiertötung auf, und als Rundfiguren sind auch Cautus und



Cautopates, sowie Mithras petrogenitus erhalten. Auch unter den zahlreichen verstümmelten Reliefs finden sich interessante, besonders jene, wo die Hauptszene mit Nebenszenen umgeben ist. Im Devaer Museum, wo sich die Gegenstände aus dem Mithräum von Sarmizegethusa befinden, sieht man auch die Mithrastafel von Torstadt (Hosszutelke), die am sorgfältigsten ausgeführte Arbeit dieser Art, die auf ungarischem Gebiete vorgekommen; dagegen sind ebenda die beiden Tafeln mit Isis und Serapis von gar barbarischem Charakter. Der Kultus der übrigen Gottheiten des Orients ist meist nur durch Inschriften bezeugt. In Apulum wurde Glycon, in Napoca Jupiter Tavianus verehrt; beide gelangten aus Kleinasien nach Dazien, der letztere durch Galater, die ihn aus der Stadt Tarico mitbrachten. Eine andere Reihe orientalischer Gottheiten kam aus Syrien; solche waren in Apulum der Sol Hierobolos und der Deus Azizus bonus puer phosphorus, in Sarmizegethusa der Sol Malagbel, dann der Malagbel, Bebellahamon, Benefal und Manavas, zusammen als heimatliche Gottheiten. Eine Anpassung an das Römertum zeigt sich in der Verehrung der griechisch-römischen Gottheiten. Allein auch diese hat eine lokale Färbung. Am meisten verehrt wurden Asklepios und Hygieia, Liber und Libera, dann Nemesis. In der Batthyányschen Bibliothek zu Karlsburg befinden sich zwei bemerkenswerte Reliefs: Nemesis und Apollo; ein Relief bei Herrn Emerich Bothár zu Thorenburg zeigt Asklepios und Hygieia mit Telesphoros; das Brukenthalische Museum zu Hermannstadt besitzt eine Hekatestatue von trefflicher Arbeit; und im Museum zu Deva stehen die Rundskulpturen: Liber und Libera, Jupiter, Merkur, Pallas Athene und Artemis.

Die Grabdenkmäler sind Steinplatten mit Familienszenen, kolossale Tannenzapfen, Löwen, die einen Stier oder Eber erwürgen. Ein im Parke des Grafen Géza Kun zu Maros-Németi aufgestelltes Grabdenkmal ist das Beispiel einer ziemlich großen Kapelle mit einer Nische für die Graburne, wie sie hie und da vorkam.

Mit dem Beginn der Markomannenkriege, als die Besatzung nicht mehr ausreichte, um den Frieden der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern, begann das Römertum Daziens, dieses eigenartige Glied des Weltreiches, in Verfall zu geraten, und um die Mitte des 3. Jahrhunderts, 150 Jahre nach den Siegen Trajans, 150 Jahre früher als in Pannonien, war es gänzlich untergegangen.

### Die Völkerwanderungszeit

Im Jahre 260 n. Chr. war Dazien schon von den Westgoten überflutet. Seit 380 wurde es den Hunnen untertan, die von hier aus mit Hilfe der Ostgoten und Gepiden, welche sich ihnen angeschlossen hatten, ihr mächtiges Reich weiter ausdehnten. Als mit dem Tode Attilas, 455, die Gepiden die Oberhand bekamen, gründeten sie ein Gepidenreich.

Die acht Jahrzehnte hunnischer Herrschaft abgerechnet, hausten hier von



259 bis zur Gründung des Avarenstaates (568) drei Jahrhunderte hindurch germanische Völker. Sie scheinen gerade für den Betrieb der Goldminen besonders veranlagt gewesen zu sein, denn sie schleppten in den römischen Ländern und an den pontischen Gestaden massenhafte Schätze zusammen. Ihre Prachtliebe zeigt sich in auffallend großen, reich mit Granaten besetzten Gewandspangen, in goldenen, mit Almandin und Onyx besetzten Gefäßen, in schweren Armringen und Ohrgehängen. In barbarischer Eitelkeit protzten sie mit ihrem Überfluß an Gold, und Männer wie Weiber trugen zum äußeren Zeichen der Wohlhabenheit diesen eigentümlichen, schweren Goldschmuck. Die charakteristischsten Beispiele desselben sind die beiden auf dem Mäguraberger bei Szilágy-Somlyó zutage geförderten Schätze. Der erste wurde 1797 gefunden und befindet sich jetzt in der kaiserlichen Antiquitätensammlung zu Wien. Sein Datum ist durch die großen Goldmedaillen gegeben, die als Friedensgeschenke für die Mitkaiser Valentinianus (364 bis 375), Valens (366—378) und Gratianus (375—383) angefertigt wurden, aber gleichfalls mit Haken zum Anhängen an die Kleider versehen und zum Teil mit kloisonierten Granaten verziert sind.

Besonders interessant sind in diesem Schatze ein goldenes Gehänge mit Tierkopf, ein granatenbesetztes Armband, gleichfalls mit Tierkopf, und eine Goldkette, an der die Geräte jener Zeit (Spaten, Hacke, Sichel, Kette, Schere, Pflug usw.) in Miniaturformat nebst zwei gegeneinander anspringenden Löwen befestigt sind. Noch auffallender ist der springende Löwe in dem am 20. April 1889 gefundenen, jetzt im ungarischen Nationalmuseum zu Budapest verwahrten Schatz von Szilágy-Somlyó. Unter 20 reich mit kloisonierten Granaten verzierten Fibeln zeigt da eine als Lämpchen gestaltete fürstliche Gewandspange einen ruhenden Löwen und an einer Fibel aus Golddraht ist der Rahmen auf 5 springenden, durch Granat-Emailfelder getrennten Löwen gebildet. Auch die Goldschalen des Fundes sind mit kloisonierten Granateinsätzen geschmückt. Der springende Löwe von Szilágy-Somlyó findet sein Seitenstück in dem gebäumten Panther einer Goldschale, die, 1837 an der Außenmündung des Bodzaer Passes gefunden, jetzt dem Museum zu Bukarest gehört. All das sind Erzeugnisse einer Goldschmiedekunst, die sich in den pontischen Städten mit halb griechischer Bevölkerung unter dem Einfluß von Mustern aus der Sassanidenzeit ausbildete und auf der Wanderschaft die Eigentümlichkeiten des barbarischen Lokalgeschmacks aufnahm. Die charakteristischen Züge dieser Eigentümlichkeiten sind die an den Ringen, dicken, viereckigen Schnallen und Ohrgehängen angebrachten Almandin-Granaten und die stilisierten Figuren von Löwen und Pantheren. Solche Denkmäler kommen überall in Europa vor, wo Goten durchgezogen sind. Auch einfacher ausgeführter Goldschmuck mit Granaten, der auf die Goten hinweist, findet sich in verschiedenen Gegenden Daziens. Im Krassnaer Abschnitt des Bodsau-(Bodza)-Passes wurde bei dem Bau der Grenzstraße, August 1887, 15 durchschnittlich je 400 g schwere Goldbarren gefunden, die den Stempel der römischen Münzstätte zu Sirmien (Mitrovitz) und drei kaiserliche Brustbilder zeigen. Wie der Rhetor Themistius berichtet, wurde



im Jahre 369, als Kaiser Valens und Athanarich Frieden schlossen, durch einen der Punkte auch die Friedenssteuer aufgehoben. Dieser Schatz kann also in der Zeit von 367, wo Gratianus zum Augustus ernannt wurde, bis 369 zu Athanarich gelangt sein, der ihn bei seiner Flucht im Jahre 378 verbarg.

Abwärts gegen das Alföld hin, in der Gegend der schnellen Körös, wo nach den Hunnen die Vandalen und dann die Astinger hausten, finden wir den Granatschmuck von Mezőberény und die Schmucksachen von Perjámos, die vielleicht gleich dem berühmten Fund von Apahida (jetzt im Siebenbürgischen Museum zu Klausenburg), die Gepidenherrschaft im 4. Jahrhundert repräsentieren. In dem bei Klausenburg gelegenen Apahida, das auch im Altertum eine größere Station gewesen sein mag, stieß man im Juli 1889 auf ein altes Grab, das, nach den Namensbuchstaben eines Ringes zu schließen, das Grab des Gepidenfürsten Omharus gewesen sein mag. Da ist ein mit kloisonierten Almandinen geschmücktes Diadem nebst ähnlichen Achselspangen-Anhängseln, eine durchbrochene Fibel mit Mäanderornament, alles von Gold; Technik und Ornamentik sind identisch mit dem Schatz des Frankenkönigs Chilperich, der 484 zu Tournay bestattet wurde. Dazu kommen noch zwei Silberkannen mit bacchischen Tänzerpaaren in getriebener Arbeit und mehrere Zierstücke aus Goldblech. Der Schatz von Apahida gehört also in jene, bis zur zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts reichende Entwicklungsperiode des germanischen Stils, die in Westeuropa durch die Schätze von Monza, Tournay, Gourdon und Pouan, sowie die goldenen Kronen von Guarrazar vertreten ist.

In den rasch wechselnden Stürmen der Völkerwanderungszeit starb hier die Erinnerung an das Römertum so vollständig aus, daß die Magyaren der Landnahme später den waldverwachsenen Ruinen entweder selber Namen zu geben begannen, oder sich der Benennungen der Slawen bedienten, die hier im Mittelalter als dienstbare Bevölkerung friedlich gehaust hatten. Die Namen von Gewässern, wie Bißtra, Kraßna, Cerna, Dobra, und die von Alpen, wie Ruska, Godean, Paring, Negoj, Bucsecs, Bihar, bezeugen, daß hier Slawen gewohnt haben. Und auch die Rumänen bedienen sich weit und breit nicht nur dieser geographischen Namen, sondern nennen Sarmizegethusa, die einstige Hauptstadt Daziens: Gredişte, Ampelum: Zalatna, Apulum: Belgrad, Alba Iulia, Napoca: Cluj, Parolissum: Mojgrad usw., und haben außer diesen entweder auch die fertigen slawischen Namen übernommen, oder die Namen der magyarischen Zeit ihrer eigenen Sprache angepaßt. So wurde für Germizara aus dem magyarischen Namen Ghógy: Zsozsa, für Alburnus major aus magyarisch Verespatak: Baia roşia, für Peties aus magyarisch Arny: Uroj usf.

Alle Zeichen deuten also darauf, daß die Slawen lange Zeit hindurch auch Bewohner des dazischen Landes waren, während keine einzige der in raschestem Wechsel hier herrschenden Rassen unserem Lande ihren eigenen Stempel irgendwie für die Dauer aufprägen konnte.



## Der Adel des Hätager Beckens

Zu diesem Abschnitte war Herr J o h a n n P l a t t n e r, evang. Pfarrer i. P. in Hermannstadt, so liebenswürdig, meinem Ersuchen folgend, in den alten, meist in lateinischer und ungarischer Sprache verfaßten Urkunden aus dem Archiv des Brukenthalischen Museums diesbezüglich nachzuforschen, und ich verdanke seinem mühevollen Studium manch interessante Aufklärung. — Ebenso verdanke ich dem regen Sammeleifer des Fräuleins Irene von T o r n y a in Szacsal einen Teil der Familiendaten der im Hätegtale lebenden Nobiles. — Leider erlaubt es aber der mir zur Verfügung stehende Raum nicht, alle interessanten Aufzeichnungen und Forschungsdaten hier wiederzugeben, die mir beide, insbesondere aber Pfarrer Plattner, aus den Urkunden herausgesucht haben.

„Ritter von P u ş c a r i u zählt in seinen ‚Date Istoric‘, und zwar über den rumänischen Adel in Hunyad, rund 100 ursprünglich rumänische Adelsfamilien auf, die in oben beschriebener Art im magyarischen Adel aufgingen, und da sich die Bevölkerung von Hunyad mit der Zeit, besonders seit dem Auftreten der türkischen Eroberung auf dem Balkan, durch Zuwanderung aus den Süddonauländern bedeutend vermehrt hatte, so vergrößerten sich die alten Gemeinden, oder es entstanden zahlreiche neue daraus.

Da andererseits dadurch auch viele Grundhörige vorhanden waren, so wuchs die Wohlhabenheit und das Ansehen der Hunyader Adligen immer mehr, zumal die Neu-Adligen sich mit dem ungarischen Hochadel verschwägerten und durch diese Verbindungen und persönlichen Verdienste es zu so großem Ansehen und Reichtum brachten, so daß einige von ihnen, wie Johannes Hunyadi, zum Gubernator von Ungarn und dessen Sohn Matthias sogar zum König von Ungarn emporstiegen.

Hierüber erfahren wir ausführlicheres aus den Schriften des Gymnasialdirektors P o p a von Vajda-Hunyad „Iancu Corvin“.

Nach den Schilderungen des geistvollen ungarischen Humoristen und Romanziers Kol. Micsa war der Hunyader Adel ungarischen wie rumänischen Ursprungs, der selbstbewußteste und exklusivste ganz Ungarns.

Seine Repräsentanten, sowohl jene in der Zeit des Knesentums,





S. M. König Ferdinand vor Beziehen der Stände mit Sohn und Schwiegersohn

also bis zum Zeitalter des Iancu Corvinus, als auch der zum erblichen Adel und Hochadel aufgestiegenen Geschlechter, wiesen stets ihre besonderen Merkmale auf. — Es war dies eine unbändige Handel- und Kriegslust sowie die Unbotmäßigkeit gegen die Türken, gegen ihre eigenen Fürsten oder gegen das kaiserliche Regime, während ihre Hörigen sich gerne ihren Grundherren widersetzten, und entweder mit oder ohne sie, wie sich die Verhältnisse eben gestalteten, sich auflehnten und mit Zerstörung und Brandschatzung in die Nachbargebiete einbrachen, wobei sie es besonders gerne gegen die Sachsenstühle von Broos und Mühlbach, ja selbst Hermannstadt abgesehen hatten oder nahe bis an letzteres vordrangen. — Diese Aufstände brachen aber meist dann erst aus, wenn es im Staate politische Konflikte gab, wie seinerzeit mit den Türken, Polen oder zur Zeit der ersten Kurutzenkriege des Emerich Tököly 1680 oder des Franz Rakoczy II. in den Jahren 1703 bis 1711. Da schwärmten die Hunyader in Massen zu den Fahnen der Aufständischen über. Sie



machten es den Dakerfürsten Cotyso und dem Decebalus gleich, wie diese einst in die reichen römischen Provinzen einfielen. — Erinnert sei hier auch an die Aufstände der Horia und Cloșca 1783, und des Avram Iancu 1848—49.

Nicht minder tapfer und kriegerisch wie ihre Vorfahren schlugen sich die Hunyader, Adel wie Bürgersmann und Bauer, auch in den letzten Kriegen der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und sei hier bei diesem Anlasse des tapferen und standhaften Verhaltens des ehemaligen k. u. k. Infanterieregiments Nr. 64 gedacht, welches sich auf allen Schlachtfeldern des Weltkrieges unvergängliche Lorbeeren erkämpft hatte.

Der Hunyader bzw. Hațeger Adel kämpfte damals meist in k. u. k. Husaren- oder ungarischen Honvédhusarenregimentern und sprechen die Verluste ihrer Familienangehörigen für ihre Vaterlandsliebe und Dynastentreue.

Bei heiterem politischen Himmel aber, insbesondere aber zur Zeit der goldenen Tage Ungarns, da gab sich der Hațeger bzw. der Hunyader Adel wie die Götter des Olymp. — Insbesondere zur Winterszeit feierte man 14 tägige, ununterbrochene, frohe Feste, in Vajda-Hunyad, Hațeg und Deva. — Bälle, Jagden, Schlittenfahrten nach den verschiedenen Gutshöfen, Kartenspiel, Tanz und Frohsinn bei Zigeunern, Wein und Becherklang lösten dann einander ab.

Die Komitatsversammlungen im feudalen Deva könnten viel darüber erzählen. Sie rechtfertigten so recht den altbekannten ungarischen Spruch: „Extra Hungariam non est vita, si est vita non est ita“.

Heute, seit der Agrarreform, ist auch hier der Ernst des Lebens eingezogen, heute ist es aus mit dem einstigen Wohlstand, heute ringt jedermann, Bürgersmann und Bauer, insbesondere aber der Edelmann, um die Erhaltung des ihm noch verbliebenen letzten Besitzes. Zu den jetzt noch im Hațegertale vertretenen Adelsgeschlechtern gehören, wie man mir berichtete, die hier in alphabetischer Reihenfolge angeführten Familien, und zwar: Apáthy, Buda, Balázs, Bágya, Brázovay, Csulay, Fáy, Kendeffy, Kenderesi, Lonyay, Litsek, Mara, Nalácy, Nopcsa, Puy, Poganyi, Simen, Teleky, Torockay, Tornyay und Zudor.



## Die Hunyadis

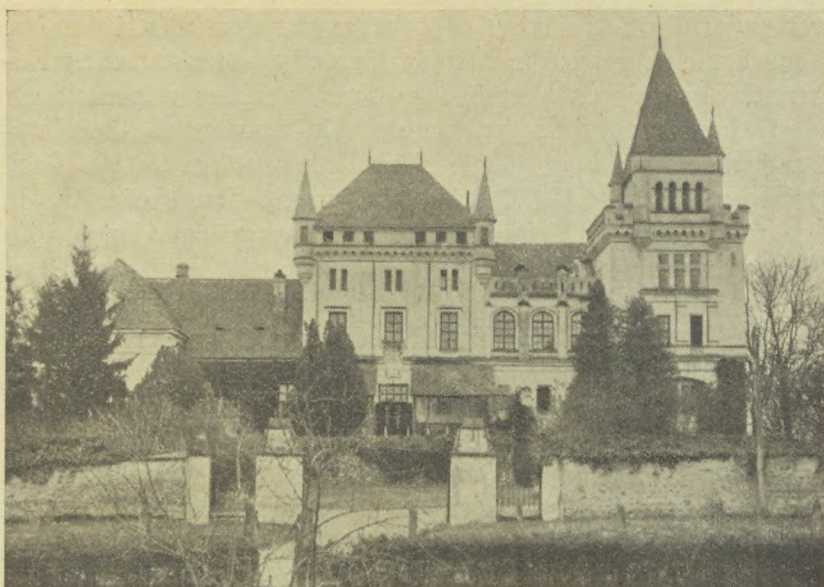
Die berühmteste davon war die Familie der Corviner oder Hunyadis, nach ihrem Stammschloß Hunyad, welches Kaiser Sigismund seinem Garden Voik — Wolf, dem Vater Jankus, schenkte, das wieder, nach dem Woiwoden Janku, Vajda-Hunyad genannt wurde. Den Namen Corvin leiten einige von dem Stammbesitz Piatra Corbii, Hollokö, in Muscel, andere von dem bekannten Ring im Schnabel des Raben ab. — Der Kne- und Großvater Jankus hieß Serb, der Urgroßvater Bud oder Budi. — Nach dem Roman „Der Erbgräf von Bistritz“ läßt der Verfasser Keindl den Johann Janku Hunyadi auf seinem Sterbebette zu Semlin seinen Söhnen Ladislaus und Matthias sagen: „Wir sind nicht von hier. Wir sind aus Serbien und unser Ahne war ein Gote“. Und nach einem zweiten Roman „Jancu Hunyadi“, Verfasser der Klausenburger, früher Michelsberger Pfarrer Gaspar Heltay, soll Janku Hunyadi der natürliche Sohn des Königs Sigismund und dessen Mutter Elisabeth von Marzina und Demsus, Tochter des Bojaren Mancila von Arges, Sohn des Woiwoden Dan sein. — Der verwitwete Sigismund weilt, wie man berichtet, auf seinem Zug nach Siebenbürgen bei Deva. Dort lernt er die Elisabeth kennen und verheiratet sie nachher mit seinem Garden Voik. Auch König Matthias wußte, sagt der Raaber Bischof, Johann List, ein geborener Hermannstädter, um diese Genealogie. „Und er geniert sich niemals, dieses zu gestehen“. (Kovachich, *Scriptores . . . minores inediti . . .*) Ein reicher Dichtungs- und Sagenkranz wob sich um die Person des Jancu Hunyadi, eines der glänzendsten Heerführer aller Zeiten, des Gubernators von Ungarn für den posthumen Sohn König Albrechts, Ladislaus, nach dessen Thronbesteigung Woiwode von Siebenbürgen und Erbgräf von Bistritz sowie oberster Heerführer des Reiches, der gleich den homerischen Helden mitten im heißesten Kampfe bei der Erstürmung Belgrads die Todeswunde erhielt und bald darauf zu Semlin die Heldenseele aushauchte. — Zwar nennen ihn auch die Polen den ihren, und besingen ihn auch die Serben in ihren berühmten Heldengesängen als Sohn ihres Volkes. Ja selbst einige ungarische Forscher,



Bonfin, Historiker am Hofe des Matthias, ein Italiener, und Gaspar Helth bezeichnen ihn als natürlichen Sohn des Kaisers Sigismund, des Trägers von sieben Kronen. Aber diese Frage ist noch kontrovers. Der Merkwürdigkeit wegen sei hier auch bezüglich dieser Hypothese die Ansicht des gelehrten Kronstädter Pfarrers und Geschichtsschreibers Simon Massa, † 1605, erwähnt, der eine siebenbürgische Geschichte „*Chronicon Transilvaniae*“ schrieb und den Michael Weiß in seinen *Annalen* ob der großen Gelehrsamkeit einen „Phönix seiner Zeiten“ nannte und die deutsch so lautet: „Sigismund empfing die Elisabeth von Marzina, eine Bojarin aus Corbain, einem Dorf der Vallahei, welche endlich den Vaik heiratete“. Ein ungarischer Edelmann zeigte dem kaiserlichen Hauptmann Friedrich von Schwanz, als er mit zwei sächsischen Feldmessern, Zoltner und Lutsch, Siebenbürgen bereiste, die Stelle bei Deva, wo Sigismund sein Zelt gehabt und wo die „Szene der Venus“ mit der Bojarentochter Elisabeth aus Marzina stattgehabt. Ebenso bemerkenswert sind die Randbemerkungen des erwähnten Raaber Bischofs Johannes List, eines Zeitgenossen und Verwandten des Graner Erzbischofs Nicolaus Olah, zu den Angaben Bonfins in dessen großem Geschichtswerk, 3. Dekade, 4. Buch, daß diese Genealogie des Matthias die richtige sei. Wohl auch aus Gründen der Politik ließ Matthias dies gelten, denn die ungarischen Magnaten, urmagyarische wie assimilierte, z. B. der Kanzler Ladislaus Gara, nach Xenopol auch rumänischer Herkunft und großer Gegner der Corviner, sträubten sich zum großen Teil gewaltig gegen die Wahl des jungen Matthias zum König. Sie nannten ihn spöttisch Regulus-Königlein und der siebenbürgische Woiwode, ein Herr von St. Georgen und Bösing, samt einigen sächsischen Gräfen und einem großen Teil der Magnaten, erregten auf der Versammlung zu Kolos-Monostor eine förmliche Revolution, die Matthias blutig niederwarf.

Immerhin gab aber die Abstammung von Sigismund dem Königtum des Matthias ein gewisses Format und ererbtes Ansehen. — Wie viel Wahrheiten und wie viel Dichtung dabei obwaltete, bleibt immer noch die Frage.





Schloß der Grafen Kendeffy in Sft. Maria (Boldogfalva)

### Die Familie Kendeffy

Zuerst ein Knesengeschlecht, Kende, teilt es sich als Nobiles Vallachi und dann ungarischer Hochadel in die drei Stämme Kenyeres, Mara und seit 1506 in Kendeffi mit dem Prädikat von Malomviz, Râul de Morii, ihrem Stammsitz mit der Felsenburg Kolwar darüber. Heute ist Boldogfalva, Sft. Maria, Hauptsitz der Familie. Ihre männlichen Repräsentanten zeichneten sich stets durch Tüchtigkeit und kriegerische Tapferkeit aus. Zwei Kendeffys fielen 1503 in der Schlacht zwischen dem Fürsten Mozes Székely und dem Woiwoden Radul bei Kronstadt, ein anderer bald darauf gegen die Türken. Ihr hervorstechender Zug war Grunderwerb und tüchtige Bewirtschaftung des ungeheueren Besitzes. Maria Theresia verlieh ihnen den Grafentitel. Die hervorragendste Person dieses Geschlechtes war im 19. Jahrhundert Graf Adam Kendeffy. Ein ausnehmend schöner Mann. Gewaltiger Sportsmann, Athlet, Schwimmer, Fechter, Reiter, Musterwirt. — Er führte die ersten landwirtschaftlichen Maschinen auf seinen Besitzungen ein. Zudem war er auch noch ein



glühender Patriot, Freund des bekannten Vesselényi Miklós. Noch heute schreitet die Familie Kendeffy in musterhafter Bewirtschaftung ihres Vermögens voran, welches seinerzeit ein fürstliches genannt werden konnte. Sie besaßen: 42.134 Katastraljoch, davon über 11.000 Joch Felsengebirge, 13.900 Joch Gebirgsweide, fast 18.000 Joch Waldungen. Eine große Anzahl von untertänigen Dörfern, Kastellen usw. gehörte ihnen. Zu Malomviz allein zählten sie 600 Leibeigene oder Jobbagyen, und viele noch auf den übrigen Gütern. Die rumänischen Adelsforscher bezeichnen die Kendeffy als urkundlich bezeugte Rumänen, die ungarischen hingegen als Urmagyaren.

#### Die Familie Mara von Felsőszálláspatak.

Eine alte Hunyader Familie, deren Name sich aber kaum 300 Jahre zurückführen läßt. Nach Nagy Ivan bestätigt sie der ungarische König Ladislaus V. im Jahre 1453 mit einem neuen Donationsbrief. — 1625 finden wir einen Ladislaus unter dem Namen Zollospataka. Nachher nehmen sie den Namen Mara an. Der erste Wohnsitz der Familie Zollospataka ist Klopotiva. Hier aber wurde der Name „alias Koszta“ beigefügt, auf einigen Urkunden sogar „Felsőszálláspataka alias Koszta“ und so verschiedentlich auch bei der Unterschrift ein und derselben Person.

Von den drei Söhnen des Koszta de Felsőszálláspatak stammen von Jakob die Mara, von Ladislaus die Kendeffys und von Peter die Kenderessy ab.

Ihr jetziger Sitz in Demsus kam von seiten der Lukács zur Familie, auf dem eine Musterwirtschaft eingerichtet wurde. Er war weltlicher Kurator der reformierten Kirche des Hunyader Komitates und starb 1926 in Budapest. Sein erster Sohn Ladislaus starb im Weltkrieg den Heldentod als Leutnant bei den Honvédhusaren. Der zweite Sohn Stefan übernahm, nachdem er die Landwirtschaftliche Hochschule in Magyaróvár absolviert hatte und den Weltkrieg durchgekämpft hatte, das väterliche Gut in Demsus. — Im Jahre 1924 heiratete er Rosa Berzenczey, die Tochter des Szegediner Oberingenieurs.

Mehrere Glieder der Familie lebten noch in Szálláspatak, von ihnen ist aber keinerlei Urkunde erhalten.



### Die Familie Naláczi de Naláczi

Nach Nagy Iván aus Hunyad, nach Kőváry aus Ungarn stammend, sind nach Pușcariu rumänischer Herkunft. — Naláczi Stefan ist Rat und Hofmarschall des Fürsten Apaffy I. Ein geschickter Höfling, der sich durch Schlauheit und Gerissenheit von Apaffy die Besitzungen Babolna und Zám erschmeichelte.

Naláczi Ludwig kämpft 1703 gegen Franz Rakoczy II. und wird Obergespan von Hunyad. „Sie waren meist schöne Männer und nahmen sich auch schöne Frauen zu Weibern“, sagt von ihnen Kőváry.

### Die Familie Nopcsa von Felsőszilvás

Hunyad ist ihre Heimat. Sie entstammen dem Geschlecht der Szylwás. Ihre Adelsbriefe sind im Revolutionsjahre 1848 in ihrem Schloß zu Zám vernichtet worden. Der Sohn des Dénes Szylwási wurde auf den Namen Nopcsa (Nupsa oder Naptia) zusammen mit den Söhnen des Nopcsa von Felsőszilvás getauft. — 1460 im Zeitalter der Hunyadis lebte dieser Szylwási Nopcsa, der mütterlicherseits durch die Familie Marsinai mit den Hunyadis verwandt war und daher mit Recht im Wappen den Raben mit dem Ring führen kann. — Die Familie verdankt ihren Aufstieg ihrem Vorfahren Alexius, welcher auch seinerzeit die Baronie erhielt. Im Jahre 1814 ist er Obergespan, ein sehr begabter Mann, der 1819 Gubernialrat und 1822 Hofrat wird. 1831 ist er Ritter des Szt. Stefans-Ordens. — 1834 Präsident der Landstände, 1836 Präsident der Siebenbürgischen Hofkanzlei und wird nach den Statuten des Stefans- und Leopoldsordens 1855 in die österreichische Reichsbaronie erhoben, die auch auf seinen Bruder Ladislaus und auf dessen Nachkommen ausgedehnt wird. — Seine Frau Barbara Naláczy wohnte in Szacsal bei Hațeg und unterhielt zur Bewachung ihres Schlosses eine eigene Leibwache aus Frauen ihrer Untertanen. — Die Herrschaft Szacsal hatte damals ebenfalls dieser Alexius II. durch Erbschaft und Donation erworben. — Sein Bruder Ladislaus wurde nach einer Beamtenlaufbahn beim Komitat der berüchtigte Obergespan des Hunyader Komitates



(Facia Nyagra), der seine Kurie in Demsus und Farkadin hatte. — Später erwarb er durch Salzlieferungen und sonstige Unternehmungen ein großes Vermögen und erbaute in Zám ein Schloß, dessen Glanz und Bequemlichkeit alles bisher dort Gesehene weit übertraf, welches aber gelegentlich der Revolution 1848 vollständig zerstört wurde. — Im Jahre 1894 starb er im Alter von 94 Jahren. Sein Sohn Franz aus erster Ehe, in jungen Jahren Husarenrittmeister, k. u. k. Kämmerer, Ritter des Moricz- und Lázár-Ordens, wird 1861 Nachfolger seines Vaters in der Obergespanswürde von Hunyad. — Später wohnte er als Obersthofmeister der Kaiserin Elisabeth in Wien. — Seinem zweiten Sohn Ladislaus wurde 1848 Alexius IV. geboren, der in den 80-er Jahren Reichstagsabgeordneter des Hatager Kreises und bald darauf Intendant der königl. Oper in Budapest wurde. — 1888 heiratete er die Gräfin Mathilde Zelenska, in welchem Jahre auch das Schloß in Zám renoviert wurde. — Der erste Sohn Franz, berühmter Geologe, wird Universitätsprofessor honoris causa in Oxford und Direktor des königl. ungarischen Geologischen Institutes.

Sein zweiter Sohn Alexius V. stirbt 1919 in Budapest an den Folgen eines im Weltkrieg erhaltenen Lungenschusses. — Ilona, die sich erfolgreich mit Malerei befaßt, ist mit Markgraf Alfred Pallavicini verehelicht.

Da Franz unverheiratet ist, ist die Familie im Mannesstamme im Aussterben.

#### Die Familie Puy de Puy

Gehört zum Uradel des Hunyader Komitates, und konnte schon unter Fürst Georg Rákóczy I. eine Ahnenfolge von sieben Generationen ausweisen (von Kőváry). Der älteste bekannte Ahnherr ist Melchior, der 1376 die einzige Tochter Sofia des Gáspár Szentgyörgyi aus Vizszenygyörgy zur Frau nimmt und so die „Primo-Occupations“-Herrschaften der Familie Szentgyörgyi in Szentgyörgy, Nagytobi, Bacalar, Bretye, Füzesdpatak, Szamarospatak und in den beiden Syly (Zsil) erbt. — Von diesen Herrschaften erscheint Szamarospataka, nachdem es nach seinen Besitzern umbenannt worden war, schon 1427 gelegentlich einer Grenzbegehung als Herrschaft Puy. — Der



Vater des obgenannten Melchior war ein unbekannter französischer Kreuzritter, der bei einem hier durchziehenden Kreuzzug wahrscheinlich krankheitshalber zurückblieb und sich hier niederließ.

Anna Puy ist 1413 die Schwiegertochter eines Woiwoden der Walachei. — Auch Melchior Puy nimmt 1437 die Tochter Susanna eines Woiwoden der Walachei zur Frau, von dem die Nachkommenschaft bis 1600 nicht ganz bekannt ist.

Ein anderer Zweig der Familie sind die Nachkommen des 1626 wegen Ermordung des Johann Buda gemäßregelten Sigismund.

#### Die Familie Thoroczkaý

Einfacher Adel, später Barone und Grafen, besaß Szentgyörgy, Hateg samt Pertinenzen und spielte oft eine hervorragende Rolle. Ihr Ahn, Ventzel, verteidigte 1241 die Burg Torotzko gegen die Mongolen, ward von den Székeln entsetzt, wofür er deren viele im Aranyoser Stuhl ansiedelte. — Torotzkay István, erblicher Oberkapitän des Aranyoser Stuhles, war 1703 Kurutzenkommandant in Siebenbürgen.

#### Die Familie Torna von Toronyfalva und Toronyállja

Ihre Urheimat ist das Banat. — In die Gegend des Strigy wanderten sie über, nachdem sie, vor den Verheerungen der Türken flüchtend, sich unter dem ersten siebenbürgischen Fürsten ansiedelten. Die Güter des Lázár und des älteren Peter Torna von Toronyállja im Komitate Zörény waren von den Türken besetzt worden.

Früher wurde die Familie Tornyí, dann Tornyai und Tornyó geschrieben (nach Josef Benkő). Toronyfalva und Toronyállja, ihr Besitz im Banat, wurden aber zur Zeit der Türkeneinfälle gänzlich verwüstet. — Aus der Familie ist bekannt: Thomas Torna, zuerst Kapitän von Kővár, später Ban von Lugos und Temesvár, der in Siebenbürgen die Dörfer Puštakomoros und Oláhoh als Donation bekam.

Seine Tochter Barbara Torna war die Frau von Stefan Nalácz, dem Obergespan von Hunyad und Kanzler des Fürsten



Apaffy. — Sofia Tornyi, die Frau des Boldizsar Kemény, ist die Mutter des Fürsten Johann Kemény. — Die Frau von Stefan Tornyai war Maria Bethlen von Iktár. — Die Frau des Gesandten Samuel Tornyai ist die Baronin Klara Szentkereszty.

Die Familienpapiere sind zum Teil verloren, zum Teil sind sie in ungarischen Archiven (Szegedin, Budapest).

### Die Jagd einst und jetzt

Das Retezatmassiv war seit jeher seines bedeutenden Wildreichtums wegen ein vielbegehrtes Jagdgebiet. Unwirtlich und schwer zugänglich war es aber trotzdem, daß dessen größter Teil herrschaftlicher Besitz war, meist von den gebirgskundigen rumänischen Bauernjägern oder Holzschlägern jagdlich ausgenützt. Bei der Findigkeit und Terrainkenntnis der gebirgsgewohnten einheimischen Bevölkerung, die jahraus jahrein mit den zahlreichen Schafherden in den Hochlagen hausten, und dem geringen Jagd- und Forstschutzpersonal der Grundherren konnte es ja gar nicht anders sein. Waren doch die Besitzer froh, wenn ihnen die bekannten Bauernjäger Wild und Fische zu ihren Tafeln brachten, ohne dabei die seinerzeit weg- und steglosen Urwaldgebiete mit einem großen Aufwand an Troß und Menschen aufzusuchen und erst recht auf die Führung und Leitung der jagdkundigen einheimischen Bergjäger angewiesen zu sein.

Erst nach und nach mit der Erschließbarkeit der Berge durch schlechte Fahrwege und Reitsteige begann das Waidwerk bei den Grundherren und deren Freunden und Verwandten Interesse zu gewinnen, die sich dann zu Gesellschaften zusammenschlossen, um mit einem regelrechten, aber immer noch sehr geringen Jagdschutzpersonal die Jagd in den Hochlagen auszunützen.

Ehe ich auf die Jagden des königlichen Hofes übergehe, will ich hier vorerst noch einige Daten schildern, wie sie mühevoll von den überlebenden alten Bauernjägern durch Herrn Administrator Béla Cseh gesammelt wurden, und dann die Tätigkeit und den Verlauf zweier Jagden schildern, wie sie mir durch die Liebenswürdigkeit des Fräuleins Irene von Tornyai aus den Aufzeichnungen ihres Vaters, des Oberstuhlrichters Julius von



Tornya, aus den 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts und aus jenen des Kendeffy'schen Forstmeisters Berthold Cseh bekannt wurden.

Nach den Erzählungen alter Bauernjäger, dann des Herrn Karl Fekete, einstigen Notärs von Malomviz, der vor seiner Ernennung im genannten Amt als Pächter der Kendeffyschen Güter nach Malomviz gekommen war und als solcher auch die Jagd gegen einen jährlichen Pachtschilling von 2 Fl. besaß, — konnte nachfolgendes in Erfahrung gebracht werden: Damals war die Ausübung der Jagd im Retezatgebiet, um das Jahr 1850, wegen der Unwegsamkeit und Wildheit der Berge noch sehr wenig im Schwunge. — Besonders die zahlreichen Wölfe, Bären und Sauen hielten die wenigen Jäger der damaligen Zeit ihrer schlechten Bewaffnung wegen meist im Flachlande zurück.

Als diejenigen Herren, die hier die Jagd im Gebirge zuerst in Schwung brachten, können weiland Adam Buda, Gutsbesitzer und Naturforscher in Rea, und Oberstuhlrichter Julius Tornya genannt werden. — Damals gab es tatsächlich Bären in großer Zahl. Sie kamen bis zu den Dörfern herab und verursachten vielen Schaden. — Einmal flüchtete sogar, so wurde erzählt, ein Büffel mit einem Bären auf dem Rücken bis ins Dorf. — Der Retezat war schon dazumal seiner Gamsen wegen oft genannt. — Die Berge sahen daher später den Besuch vieler in- und ausländischer vornehmer Gäste. — Darunter siedelte sich um das Jahr 1870 in dieser Gegend, in Paklisa, ein angeblich verbannter englischer Magnat namens Ch. G. Danford mit seiner Familie an, der auf dem „Galben“ genannten Gebirgsteile ein Jagdhaus erbaute und dort monatelang ohne Unterbrechung hauste. — Während seines 25 jährigen Aufenthaltes daselbst widmete er sich ausschließlich der Jagd und der Naturforschung. — Die Jagd begann von 1895 an sich zu geregelten Formen zu entwickeln.

Die Eigentümer stellten Wildheger und Jäger an und begannen durch diese das zahlreiche Raubzeug zu vernichten. — Um diese Zeit begannen auch die ersten Aufforstungen, wodurch auch der Verkehr und die Ersteigbarkeit durch Anlage von Steigen bedeutend erleichtert wurde. — Am 1. Januar 1899 wurde die erste Retezat-Jagdgesellschaft mit eigenen Statuten



und eigenem Jagdschutzpersonal gegründet. — Zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft gehörten im Verlaufe der Jahre nachfolgende Herren: Graf Paul Degenfeld, Anton von Inkey, Graf Zdenko Kinsky, Graf Gabriel Kendeffy, Graf Ludwig Kendeffy, der russische Fürst Demidoff, Graf Eduard Csáky, Julius von Jankovits, Graf Meinhard Lónyay, Graf Széchenyi, Graf Adam Teleky, Graf Dionisius und Josef Wenkheim, Viktor von Fáy, General Buckle, Ludwig von Rohoncy, Graf Eötvös, Michael Graf Keglevich, Graf Wurmbrand, Baron Samuel Józsa, Prinz Hohenlohe, Baron Alexius Nopcsa und zahlreiche ausländische, englisch-amerikanische vornehme Herren. — Bei den Jagden dieser Jagdgesellschaften wurde durch Graf Arpad Teleky der bisher dort stärkste Gamsbock, der auf allen Ausstellungen, zuletzt im Jahre 1930 in Leipzig, den ersten Preis bekam, erlegt. — Seine Maße betragen: Länge 30·5, Höhe 22·7, Umfang 10·0 und Auslage 17·0 cm. Nach der neuen Bewertungsformel: Länge + Höhe + 4 facher Umfang + Auslage 110·2 Punkte. — Die Retezater Jagdgesellschaft löste sich Ende des Jahres 1904 auf und verblieb die Jagd größtenteils im Besitze der Grafen Gabriel und Ludwig Kendeffy, oder es wurden von diesen Abschnitte ihres Besitzes an Graf Zdenko Kinsky, Ladislaus Mara, Fürst Demidoff, Viktor Fáy verpachtet.

Der Bestand an Gamsen und Rehen hob sich in den Jahren 1904 bis 1918 ganz außerordentlich, weil die Alpenweiden nicht mehr verpachtet wurden, so daß es in den Hochlagen keinen Vieh- und Schafauftrieb mehr gab.

Der Bestand soll damals im gräflichen Gelände an die 2000 Gamsen betragen haben. — Die Jahre 1918 bis 1921 brachten, wie überall, auch hier dem Wildstande schwere Verluste bei.

Aus den Aufzeichnungen des ehemaligen Oberstuhlrichters von Torny entnehme ich folgendes:

In den Jahren 1870—80 hatte eine adlige Jagdgesellschaft das Retezatgebiet gepachtet, dessen Wildbestand damals besonders an Bären sehr reich war. — Der Präsident dieser Gesellschaft war Graf Samuel Teleky, ihr Verwalter Julius



T o r n y a, Gutsbesitzer in Szentpéterfalva und Stuhlrichter. — Julius T o r n y a war schon seit frühester Jugend leidenschaftlicher Jäger und hat selbst 28 Bären erlegt.

Im Herbst, wenn oben kein Walddobst gedieh, kamen die Bären aus den Wäldern des Retezat bis an den Fuß der Berge nächst der dort gelegenen Dörfer: Szentpéterfalva, Ancsuk, Sibisel, Nucsoara, Ohaba, Malomviz, jetzt Râul de Mori und Klopotiva, wo sie die dortigen Maisfelder der Bauern heimsuchten.

Julius von Tornyá hatte in jedem der genannten Dörfer seine Bauernjäger und Kundschafter, die, sobald sie davon erfuhren und auf die Spur eines Bären stießen, sofort Meldung erstatteten. — Dann sammelte Julius Tornyá einige Treiber und Dorfschützen, ja einmal sogar nahm er seine beiden 10- und 14-jährigen Söhne als Treiber mit, um so die ihm gemeldeten Bären abzuschießen.

Selbstverständlich wurden auch von der oberwähnten adligen Gesellschaft alljährlich große Gamsen- und Bärenjagden veranstaltet. — An diesen nahmen außer den bereits erwähnten: Baron Samuel Józsi k a, Baron Tivador Bornemiß a, Baron Alexius Nopcs a, Baron Géza Fejérvá r y, Landesverteidigungsminister, Baron Nikolaus Kemény, Aladár Sz e r e d a y, Stefan D o b a y und andere teil. — Auf diesen Jagden wurden Bären, Gamsen und Wölfe erlegt, wobei viel Frohsinn und Kurzweil herrschte.

Im August des Jahres 1882 nahm auf Einladung des Grafen Samuel Telek y auch Kronprinz Rudolf teil, der, begleitet von seiner Gattin, der Kronprinzessin Stefanie, gerne dieser Einladung folgte. — Erzherzogin Stefanie stieg im Schlosse des Herrn von Kendeffy, im jetzigen Sft. Maria ab, um dort das Ende und Resultat der Jagd abzuwarten. — Kronprinz Rudolf war damals mit den Herren seines Gefolges: Obersthofmeister Graf Hoyos, Graf Wurmb r a n d, Graf Wilcs e k, Baron Tivadar Bornemiß a und dem Hofmaler Wilhelm Melk a de Futak an dieser Jagd erschienen, welche unter Leitung und Führung des Oberstuhlrichters Julius von Tornyá auf dem Retezatmassiv abgehalten wurde. — Ihr Weg führte den Râul Mare bergan, über Gurazlat Arades auf die Zănoaga, wo ein primitives Steinhaus erbaut worden war. — Dort verbrachte



der Thronfolger 6—8 Tage. — Täglich wurden große Treibjagden veranstaltet, auf denen Kronprinz Rudolf 2 Gamsen und einen Weißkopfgeier schoß. — Es wurden nämlich, um letztere anzukirren, Pferde ausgelegt, wo sich dann eine Menge dieser Aasgeier sammelte. — Bei diesem Treiben war der Jagdleiter Julius Tornya in einem in Hatég angefertigten Wolfspelz erschienen, der dem Thronfolger Rudolf so sehr gefiel, daß er sich sofort Wolfsfelle beschaffen und nach Muster des Pelzes von Julius Tornya beim Hatéger Kürschner Johann Legoláh einen solchen anfertigen ließ. — Ebenso kam nach Monatsfrist vom damaligen preußischen Thronfolger und späteren deutschen Kaiser Wilhelm II. die Bestellung auf einen solchen Wolfspelz. Dieser Pelz des Jagdleiters war damals eine derartige Sensation, daß der Thronfolger dem von ihm mitgebrachten Maler Wilhelm Melka de Futak den Auftrag erteilte, vom Träger desselben ein Bild zu malen, welches nach Fertigstellung Oberstuhlrichter von Tornya in prächtigem Rahmen als Geschenk des Kronprinzen aus Wien zugeschickt wurde.

In dem Begleitschreiben an Tornya wurde mitgeteilt, daß der Hof das ganze Jagdgebiet von den Eigentümern in Kürze kaufen werde. — Als Administrator und kaiserlich-königlicher Hofjagdleiter dieses neu zu erwerbenden Geländes wurde Herr von Tornya bestimmt. Eine Anordnung, die aber leider durch das Ereignis von Maierling, das den Tod des Thronfolgers zur Folge hatte, naturgemäß nicht mehr zur Ausführung kam.

Erwähnt sei, daß zu diesem Ausfluge nicht nur der Maler Melka, sondern auch der damals beste Wiener Dermoplast Eduard Hodek vom Kronprinzen mitgenommen worden war, um speziell das Vorkommen des Bartgeiers daselbst zu beobachten. — Seine damaligen Erlebnisse schildert Hodek in einem am 10. Dezember 1886 gehaltenen Vortrage in der Monatsversammlung des ornithologischen Vereins in Wien.

Zur Erinnerung an diesen Besuch Seiner kaiserlichen Hoheit im Retezatgebiet ließ der Komitat Hunyad eine eiserne Gedenktafel in eine Felswand im Râu-Maretales versenken, welche in goldenen Lettern dem vorbeischreitenden Jägersmann und Touristen dieses Ereignis aus dem Jahre 1882 kundtut. Die Inschrift lautet:



„Rudolf, der ungarische Königssohn und Thronfolger, die stolze Hoffnung unserer neueren Geschichte, hat hier im Sommer 1882 mit mutigem Eifer in jugendlicher Kraft gejagt, an seiner Seite seine liebeizende Gattin, Erzherzogin Stefanie. Wie ein Komet ist er plötzlich, erschütternd im Jahre 1889 versunken, sein Andenken blieb auch auf den Felsen der Schneeberge gewahrt.

Errichtet vom Komitat Hunyad im Jahr der Tausendjahrfeier des Vaterlandes 1896.“

Ehe ich jedoch zu den Jagden der Nachkriegszeit übergehe, will ich hier noch den Kostenvoranschlag des letzten Jagdjahres der Magnaten-Jagdgesellschaft vom Jahre 1904 erwähnen, um die damaligen Preisverhältnisse mit den jetzigen vergleichen zu können, sowie die von dieser Vereinigung abgehaltene letzte Gernsjagd schildern, wie ich sie aus den genauen Aufzeichnungen des Forstmeisters Berthalan Cseh entnehme:

#### Kostenvoranschlag

1. Pacht für das Jagdgebiet des Herrn v. Kendeffy, 24.111 Joch	500 Gulden
2. Pacht für die Weide im Tale Burla, Gemene und Sesele .	150 „
3. Pacht für das Jagdgebiet und Schloß des Grafen Teleky, 8096 Joch . . . . .	700 „
4. Pacht für das Revier des Grafen Toroczkay, 4482 Joch .	75 „
5. Pacht für das Revier der Gemeinde Râul de Mori, 6000 Joch	300 „
6. Gehalt für 2 Berufsjäger . . . . .	528 „
7. Gehalt des Oberjägers . . . . .	400 „
8. Jährliche Ausgaben für Brennholz, zirka 24 m . . . . .	90 „
9. Jährliche Ausgaben für Jagdkleider des Personals (2 Jäger)	68 „
10. Mäntel für 3 Jäger für die Dauer von 3 Jahren . . . . .	60 „
11. Miete der Jägerwohnungen auf dem Gebiete des Grafen Toroczkay . . . . .	48 „
12. Pacht für 6 Joch Ackerfeld der 3 Berufsjäger . . . . .	48 „
13. Jährliche Schußprämien für das Jagdpersonal . . . . .	300 „
14. Jährlicher Strychninverbrauch . . . . .	80 „
15. Feuerversicherung der verschiedenen Jägerwohnungen und Jagdhäuser . . . . .	60 „
16. Unvorhergesehene Auslagen . . . . .	100 „
17. Ehrensold des Oberförsters Bertalan Cseh des Herrn von Kendeffy . . . . .	200 „
18. Intabulationsspesen für die Pachtung des Jagdreviers des Grafen Teleky . . . . .	46 „
19. Ausgaben für die Beschaffung von Waffen für das Jagdschutzpersonal . . . . .	88 „
20. Ausgaben für einen Stall neben der Wohnung des Oberjägers	220 „



21. Ausgaben für 4 Öfen in verschiedenen Jagdhäusern . . . . .	60 Gulden
22. Möbel und andere Gegenstände als Einrichtung des Speise- zimmers im Schloß Râul de Mori . . . . .	150 „
23. Kleine unvorhergesehene Auslagen . . . . .	100 „

Totalsumme des Budgets für das Jahr 1899 . 4371 Gulden

Bei der Gründung der Jagdgesellschaft „Retezat“ waren nachfolgende Herren als ordentliche Mitglieder genannt, und zwar:

- |                        |                            |
|------------------------|----------------------------|
| 1. Anton von Inkey     | 5. Graf Meinhard Lónyay    |
| 2. Lorenz v. Rohonczy  | 6. Graf Nikolaus Keglevich |
| 3. Graf Zdenko Kinsky  | 7. Graf Anton Somsich      |
| 4. Graf Paul Degenfeld | 8. Graf Georg Pallavicini  |

Anschließend sei noch das Resultat der letzt abgehaltenen Jagd der vorerwähnten Gesellschaft im Gebiete des Grafen Teleky, Gales, und im Pachtgebiete der Herren von Kendeffy geschildert, wie ich sie den gewissenhaften Aufzeichnungen des damaligen Forstmeisters Herrn Bertalan Cseh entnehme:

Jagdstrecke des ersten Tages, 9. August 1904.

- |                     |  |
|---------------------|--|
| 1. Graf Lónyay      | 1 starken Gamsbock                               |
| 2. Graf Keglevich   | 1 schwachen Gamsbock                             |
| 3. v. Rohonczy      | 1 Geiß, 1 Kitz                                   |
| 4. Graf Pallavicini | 1 starken Gamsbock, 1 schwachen Bock, 1 Kitzgeiß |
| 5. Graf Kinsky      | 1 kapitalen Gamsbock                             |

Jagdstrecke am 10. August 1904.

- |                     |                                  |
|---------------------|----------------------------------|
| 1. Graf Pallavicini | 1 starken Bock, 1 schwachen Bock |
| 2. Graf Lónyay      | 1 mittelmäßigen Bock             |
| 3. v. Rohonczy      | 1 mittelmäßigen Bock             |

Jagdstrecke am 11. August 1904.

- |                     |                      |
|---------------------|----------------------|
| 1. Graf Keglevich   | 2 Böcke, 1 Kitzgeiß  |
| 2. Graf Degenfeld   | 1 Geltgeiß           |
| 3. Graf Pallavicini | 1 Geltgeiß           |
| 4. Graf Lónyay      | 1 mittelmäßigen Bock |

Jagdstrecke am 13. August 1904.

- |                     |                            |
|---------------------|----------------------------|
| 1. Graf Keglevich   | 1 Geltgeiß                 |
| 2. Graf Kinsky      | 1 starken Bock             |
| 3. v. Rohonczy      | 3 Böcke, 1 Kitzgeiß        |
| 4. Graf Degenfeld   | 1 Bock, 1 Kitzgeiß         |
| 5. v. Inkey         | 2 Geltgeißen, 2 Kitzgeißen |
| 6. Graf Pallavicini | 1 Bock, 1 Kitz             |
| 7. Graf Lónyay      | 1 Kitzgeiß                 |
| 8. Graf Somsich     | 2 Geltgeißen               |



Jagdstrecke am 14. August 1904.

- |                     |                      |
|---------------------|----------------------|
| 1. Graf Degenfeld   | 1 Bock, 1 Kitzgeiß   |
| 2. Graf Pallavicini | 1 mittelmäßigen Bock |
| 3. Graf Keglevich   | 1 schwachen Bock     |

Jagdstrecke am 15. August 1904.

- |                   |  |
|-------------------|--|
| 1. Graf Keglevich | 1 schwachen Bock, 1 Geltgeiß, 1 Kitzgeiß |
| 2. Graf Somsich   | 1 mittelmäßigen Bock                     |
| 3. Graf Lónyay    | 1 Kitzgeiß                               |
| 4. Graf Degenfeld | 2 Böcke, 1 Geltgeiß                      |
| 5. Graf Kinsky    | 2 Böcke, 1 Geltgeiß                      |

Jagdstrecke am 16. August 1904.

- |                     |                    |
|---------------------|--------------------|
| 1. Graf Pallavicini | 1 Bock, 1 Geltgeiß |
|---------------------|--------------------|

Jagdstrecke am 17. August 1904.

- |                   |                  |
|-------------------|------------------|
| 1. v. Inkey       | 1 Geltgeiß       |
| 2. Graf Degenfeld | 2 schwache Böcke |
| 3. Graf Lónyay    | 3 Geißen         |

Im ganzen wurden 60 Gemen erlegt, mehrere angeschweißt und andere gefehlt.

Im Jahre 1921 wurde nun auf allerhöchsten Befehl S. M. König Ferdinand im Wege des damals zum Oberstjägermeister ernannten Herrn Anton von Mocsony die Verhandlungen betreffs Pachtung des gräflich Kendeffyschen Gebietes am Retezat eingeleitet, welche schließlich zur Pachtung dieses Gebietes auf 12 Jahre im Ausmaße von rund 27.620 Joch, bestehend aus 8381.459 Joch Weide, 1477.642 Joch Krummholz, 15.124.793 Joch Wald, 2536.1045 Joch unproduktivem Boden um den Betrag von 40.000 Lei führte.

Es war die höchste Zeit, daß dieses Gebiet wieder unter ein geordnetes und strafferes Regime kam, da die vorangegangene herrenlose Zeit, d. h. die Zeit des Kriegsendes und der Revolution, dem Wildstande bedenklichen Abbruch getan hatte. Wer damals ein Gewehr aus dem Felde mitgebracht hatte, ob dies- oder jenseits der alten Grenze, versuchte, sich jagdlich für den verfloßenen Mangel an Lebensmitteln zu entschädigen.

Die vom Grafen seinerzeit ausgesetzten Hirsche aus der Herrschaft Bellye im Komitat Baranya wurden fast gänzlich abgeschossen, indes das Gems- und Rehwild wagenweise nach den Gebirgsdörfern geschafft wurde. — Auch hier das gleiche Bild,



wie es sich immer und überall in solch wüsten Zeiten einstellte. — Das kurz darauf auf Befehl Seiner Majestät aufgestellte Hofjagdamt hatte alle Hände voll auf zu tun, um mit den damals zur Verfügung gestandenen wenigen Kräften Ordnung zu schaffen, abgesehen davon, daß der Hofjagdleiter bei den dort allseits herrschenden verworrenen Verhältnissen auch noch anstatt Unterstützung mehrfach Anfeindungen und Mißtrauen begegnete, die seine ohnehin verantwortungsvolle Stellung und Arbeit noch mehr erschwerten. — Doch endlich waren im Verlaufe der Zeit auch diese Schwierigkeiten überwunden und schien es, daß das erworbene Gebiet wieder besseren Zeiten entgegengehe.

Da setzte nun die Agrarreform mit ihren Expropriierungen ein, so daß man erneuert nicht wußte, was von dem gepachteten Gebiete dem königlichen Hause verbleiben und was an die Bauerngemeinden fallen würde. — Laut Akten des *Serviciul agricol al Judeţului Hunedoara* in Deva wurden nun im Verlaufe der Zeit vom ganzen Gebiete des Grafen Kendeffy und seiner Frau Susanna geb. Baronin Bánffy im Gesamtausmaße von 29.244 Joch 1304 Quadratklaftern den nahen Gebirgsgemeinden Băţălar, Bosorod, Râul de Mori, Vâlcele rele, Covragi, Subcetate, Băreşti, Ciopea, Ohaba, de sub piatră, Vâlcele bune, Sânpetru, Săcel, Poiana Sibiului, Răchiţa und Purcăreţi 5227 Joch 715 Quadratklaftern Alpenweide übergeben, indes der Staat 16.410 Joch 984 Quadratklaftern erhielt. Der Rest dieses Gebietes, das sind 7596 Joch, sind daher die einzigen Überreste des einst so enormen Besitzes der Herrschaft Kendeffy. Von diesem verbliebenen Reste wurden nun ungefähr die Hälfte, also etwa rund 4000 Joch, dem königlichen Hause wie vorhin erwähnt mit 40.000 Lei als Gamsgehege verpachtet, indes der übrige Teil, etwa 3596 Joch, vom Eigentümer selbst als eigenes Jagdgebiet für sich und seine Gäste zurückbehalten wurde.

Diese Entscheidung hätte natürlich die ganze Jagdpachtangelegenheit in Frage gestellt, wenn nicht der Staat, sowie die mit Gebirge beteiligten Gemeinden freiwillig die Jagd auf dem ihnen zugefallenen Teile dem königlichen Hause überlassen und unentgeltlich zur Verfügung gestellt hätten.

Trotz alledem sollte aber auch dieses von S. M. gepachtete Jagdgebiet nicht in seinem vollen Umfange als solches ge-





S. M. König Ferdinand am Ansitz allseits nach Wild  
Umschau haltend

schlossen unter der Leitung des Hofjagdamtes verbleiben, da laut Ausspruch einer im August 1932 vom Ackerbau- und Domänenministerium entsendeten Naturalistenkommission unter Führung des Universitätsprofessors Dr. Popovici-Băznoșanu der große Bucurakessel mit seinen zahlreichen Meeraugen als zukünftiges Naturschutzparkgebiet in Aussicht genommen bzw. zu solchem bestimmt wurde.

Immerhin war somit mit den vorhin erwähnten Donationen das Jagdrecht gesichert und es konnte die Hofjagdleitung mit aller Energie und Konsequenz an die Weg- und Wohnbarmachung des erworbenen Gebietes schreiten.

Vom Heeresministerium wurde vorerst im Jahre 1922 und dann 1923 eine Grenzjägerkompagnie beigestellt, die vom Monate



August bis Mitte September Reit- und Pürschsteige, Brücken und eine Jagdhütte, das sogenannte „Ferdinand-Alpenheim“, und vieles andere mehr arbeitete und erbauen konnte. Eine Arbeitsleistung, die bei den damaligen Preisverhältnissen pro Tag und Mann mit 60 Lei berechnet werden konnte, und die bei einer Arbeitsleistung von 1½ Monaten, das sind 1800 Arbeitstage, sich auf 108.000 Lei beziffert.

Das Frühjahr 1924 riß mit seinen Hochwässern die Brücken und Stege ab, und da die improvisierten Reparaturen nicht zum Ziele führten, wurden von der Hofjagdleitung Pioniere erbeten, die unter der mustergiltigen Leitung ihres Kompagniekommandanten Hauptmann Viorrel im Verlaufe mehrerer Jahre eine Autostraße bis zum ersten Jagdhaus Gura Zlata führten, so daß man anstatt 4 Stunden im Schritt dahin zu reiten, in der Zeit von rund einer Stunde vom Bahnhof Sub Cetate aus das erste Tagesziel bequem erreichen kann.

Die von Grenzürgern und Pionieren bis heute, Ende 1932, durchgeführten Haus-, Straßen-, Weg- und Brückenbauten repräsentieren nach Berechnung der Arbeitsleitung die stattliche Summe von 373.440 Lei, die auf dem erpachteten Besitz des Grafen Kendeffy eine nicht zu unterschätzende Wertvermehrung und Investierung bedeuten, welche sich im Jahre 1933 auf über 400.000 Lei erhöhen dürfte. — Abgesehen davon, daß das ganze bisher ziemlich unwegsame und vernachlässigte Gebiet dadurch so recht der touristischen Frequenz erschlossen wurde, hatte nunmehr die vom Pionieroffizier gut geführte Autostraße nach Gura-Zlata einen lebhaften Touristen- und Ausflüglerverkehr begünstigt, so daß dadurch sich Sommerfrischler dort in den neu hergerichteten Unterkunftshütten etablieren konnten. — Es wird nun dem Geschick der gräflichen Gutsleitung überlassen bleiben, diesen Strom von Touristen und Sommergästen in die richtigen Bahnen zu lenken und wirtschaftlich auszubeuten.

Für den Jagdbesuch S. M. und dessen hohen Gäste wurde dort ebenfalls größtenteils von den Pionieren ein einstöckiger Pavillon errichtet, der samt 2 im alten Gebäude für die Hofjagdleitung reservierten Zimmern vorläufig allen Anforderungen der in der Nähe abzuhaltenden Pürsch- und Treibjagden entspricht.

Mit der Verwaltung des Jagdwesens wurde der geschickte



und rührige gräfliche Gutsverwalter Béla Cseh betraut, der mit viel Interesse und Fürsorge bestrebt ist, mit seinen wenigen Jagd- und Forstschutzorganen das Wildererunwesen, sowie den Fischdiebstahl kurz zu halten. — Bei dem ungeheuer ausgedehnten und wildzerklüfteten Hochgebirge allerdings eine recht schwierige Sache, wobei es ihm aber trotzallem gelang, den Gemsstand des ihm anvertrauten Gebietes auf eine ungefähre Stärke von mindestens 1000 Stück zu heben und zu erhalten.

Im August 1922 sollte die erste königliche Jagd im neuen Hofjagdgebiete abgehalten werden, und da in der Nähe der vom Administrator vorgeschlagenen Gemstriebe sich keine Unterkunft für S. M. und die hohen Gäste befand, so blieb dem Hofjagdleiter nichts anderes übrig, als schon Anfang August mit der Neutrassierung und Herstellung der Reitsteige, Brücken, Schießstände und einer Unterkunftshütte in der Alpenregion zu beginnen.

Die vom Heeresministerium zur Verfügung gestellte Grenzüngersmannschaft wurde in einer alten, verfallenen Hütte im sogenannten Seselegraben untergebracht und von da aus mit regem Eifer mit den Arbeiten begonnen.

Die herrschende Witterung begünstigte die in flottem Tempo fortschreitenden Arbeiten. — In ungetrübter Bläue wölbte sich das weite Himmelszelt über Wald und Feld. — Kein Regentropfen brachte damals Erquickung, störte aber auch nicht die begonnenen Arbeiten. — Anstatt sattgrüner Fluren starrten vergilbte, staubüberdeckte Halden und rotbraune Heideflächen dem Beschauer entgegen, und von der Gluthitze monatelang ungetrübten Himmels lag im Flachlande unten alles wie leblos darnieder.

Selbst der Mais, der Sonnengold und Wärme liebt, ließ müde und erschlaft die welken Blätter hängen, und manch gelb-rote Tafel ließ leider erkennen, daß alle Mühe und Fleiß des braven Bauersmannes vergeblich waren. — Das fahle Gelb der langen Schäfte bewies, daß mit dem glühenden Hauch der ungetrübten Sommersonne alles Leben gewichen, daß manches Feld verdorrt und manch sprudelnder Quell versiegt war.

Hoch oben in den Bergen aber erhellten mit unheimlichem Rot, feurigen Strömen gleich, mächtige Waldbrände die finsternen



Nächte, indes tagsüber gewaltige Rauchsäulen den Himmel verdüsterten.

Mancher Gebirgsstock glich einem Vulkan, der Feuer und Asche spie. — Mit der Gränicierkompagnie hoch oben an der Grenze zwischen Wald und Felsregion mit dem Bau der Jagdhütte für die Ende August zu erwartenden hohen Gäste S. M. beschäftigt, genoß ich tagtäglich dieses überwältigend schöne, aber auch grauenhafte Schauspiel.

Mir gegenüber, jenseits des Râul-Mareflusses auf den Berglehnen und Alpenweiden von Clopotiva rauchte und glühte es, indes unentwegt mächtige Flammensäulen wie Riesenfackeln in den raucherfüllten, aschgrauen Himmel züngelten.

Ein heißer Wind schürte die Glut und erleuchtete dadurch des Nachts das ganze umliegende Gelände in ein unheimliches Rot, so daß ich bei den vom Winde stets umhergeschleuderten Feuerbränden fürchten mußte, daß auch unser Berghang ein Raub der Flammen werde.

Gottlob gelang es ohne Unfall, die kleine Jagdhütte zu beenden, deren frisch entrindetes Gebälk wie ein weißer Kristall aus dem dunklen Grün der Arven und Krummholzbestände zu Tale grüßte. — Nun hatte ich nur den einen Wunsch, trotz Dürre und Waldbrand, daß der Himmel in gleicher Reinheit und Bläue noch eine Woche hindurch die Berge umhülle. — Sollte doch in den nächsten Tagen Seine Majestät der König mit illustren Gästen die Hochlagen besteigen, um einige jener weltbekannt starken Gams des Retezatmassivs zu erjagen.

Einige Tage der Ruhe folgen noch den letzten Aufräumarbeiten, die es mir dann erlaubten, in nächster Nähe der Hütte einige Püschgänge zu unternehmen, wodurch es gelang, zwei Rehböcke als Verpflegszubüße der Mannschaftsküche zuzuführen und einen Bären zu beobachten, um dann erwartungsvoll dem Eintreffen S. M. und dessen hohen Gästen entgegenzusehen.

Endlich sollte auch dieser große Tag kommen.

Von einer festlich in ihren bunten nationalen Trachten geschmückten Bevölkerung begrüßt, entstieg Seine Majestät am 22. August 1922 beim Sägewerke Carnesti dem Hofzuge, um mit der kleinen Materialbahn der Firma „Retyezat“ in das Tal





Der erste Retezatgams Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen Carol von Rumänien  
am 24. August 1922

des Râul de Mori bergan fahrend, die Blockhauskolonie Gura-Zlata und am folgenden Tage bei schönstem Wetter das reizend gelegene Jagdhüttchen „König Ferdinand-Alpenheim“ zu erreichen. — Alles ging glatt vonstatten, und nicht lange währte es, begann rings um das kleine, bis nun so einsam und still gelegene Hüttchen ein lebhaft geschäftiges Treiben und Hasten.

Leibjäger und Kammerdiener sorgten dienstbeflissen für das bequeme Unterkommen ihrer Herren, indes Treiber und Pferdenker sich aus Krummholz und Zirbelästen kleine Unterstände bauten. — Der wackere Küchenchef Edner hatte sich bald in seiner Tannenlaube etabliert, und nicht lange dauerte es, so schmorten und brodelten köstliche Gerichte in seinen Pfannen, daß sich jedermann neugierig seinem Reiche näherte, um festzustellen, was es da wieder Gutes gebe.

Auch „Sonntag“, der fürsorgliche Majordomus, blieb nicht zurück, und alsbald blinkte und glänzte das Silberzeug auf blendend weißem Linnen, zu Tische einladend.

Nachdem der hohe Jagdherr in Begleitung der königlichen Hoheiten Carol und des Kronprinzen Georg, nachmaligen König



von Griechenland, einen Rundgang durch das Jagdlager gemacht hatten, wurde serviert.

Küchenmeister Edner hatte für das Frühstück diesmal ganz besondere Überraschungen vorbereitet: geräucherten Hasenrücken, Astrachankaviar, Konserventrüffeln, Sardinen und andere Köstlichkeiten, die allseits regsten Zuspruch fanden.

Nach Tisch unternahm S. M., vom Jagdleiter begleitet, einen kurzen Pürschgang, um sich über Gegend und Wildstand einige Orientierung zu verschaffen, indes die beiden königlichen Prinzen ihr Heil am Ansitze bei einem nahegelegenen Felsgrate versuchen wollten.

Pürschgang und Ansitz waren bis zum Abendwerden befriedigend verlaufen, hatte doch S. M. zahlreiches Gamswild in herrlichster Gebirgswildnis und Seine kgl. Hoheit der Kronprinz von Rumänien zwei Bären gesehen. — In bester Stimmung wurde der Abstieg gemeinsam zur Jagdhütte unternommen, und der herrliche, sternenklare Himmel, der noch durch den Waldbrand am gegenüberliegenden Talhange schöner und großartiger erschien, versprach für den kommenden Morgen das beste Jagdwetter.

In angeregter Stimmung sammelten sich die hohen Gäste um den Jagdherren zu Tische und besprachen hoffnungsfroh die Chancen des kommenden Tages, als die Meldung einlief, daß der Jagdleiter unwohl sei und an der Tafel nicht teilnehmen könne. Wenn auch alles bereits ausprobiert und in sonst verlässlichen Händen sich befand, so war dies doch eine keineswegs angenehme Überraschung, um so weniger, als sich der Zustand des Kranken rapid verschlechterte und in heftige Krämpfe überging.

Es war allen rätselhaft, wie sich dergleichen bei einem so kerngesunden Manne einstellen konnte, doch als sich auch noch bei einzelnen der hohen Gäste ähnliche, aber weniger heftige Vergiftungserscheinungen kenntlich machten, da war das Rätsel rasch gelöst. Es handelte sich um eine Konservenvergiftung, die entweder den Sardinen oder dem sonst so köstlichen Astrachankaviar, eventuell den Pilzen zuzuschreiben war. Doch nachdem die gesunde Natur mit Nachhilfe von warmer Milch, schwarzem Kaffee und Kognak sich geholfen hatte, d. h. heiße



Steine ihre Schuldigkeit getan hatten, schlief alles hoffnungsfroh dem kommenden Morgen entgegen. Doch da sollte sich die zweite Überraschung einstellen. Statt des von allen Teilnehmern und besonders von mir so sehr ersehnten klaren Himmels und sonnigen Jagdmorgens, umschloß ein dichtes Nebelmeer die uns umgebende Bergwelt, und nicht lange währte es, so prasselten kalte Regenschauer in unaufhörlicher Folge auf das Bretterdach der kleinen Jagdhütte hernieder.

Das war eine ganz unverhoffte Überraschung. Bitter enttäuscht drückte sich alles tiefer in Decken und Windschirme, indes Troß und Pferde gottergeben das kalte Bad über sich ergehen ließen.

Immer dichter und dichter schlossen sich die Wolkenschwaden und benahmen bis auf ganz kurze Entfernung jedweden Ausblick.

Was war da zu tun? Um elf Uhr mußten die Stände besetzt sein, da um diese Zeit die Hebschüsse von dem bereits am Vortage abgesendeten Gros der Treiber in den verschiedenen Bergkesseln fallen sollten. Eine Verständigung der Leute war der großen Entfernung und der uns immer dichter umschließenden Wolkenbänke wegen nicht mehr möglich, und so blieb nichts anderes übrig, als zeitgerecht aus dem warmen, trockenen Hüttchen in die kalte, triefnasse, nebeldurchschauerte Bergwelt hinaus aufzubrechen.

Fest in Mäntel und Krägen gehüllt, besteigen die Reiter ihre Pferde, und alsbald bewegt sich eine lange Reihe von Herren- und Berufsjägern, Gepäckträgern und Abwehrrn den steilen Bergpfad hinan, stets aufmerksam und hart angeschlossen, um in dem dichten Wolkenmeere den Vordermann nicht aus dem Auge zu verlieren.

Endlich nach 1½ Stunden ziemlich beschwerlichen Rittes ist die Aufstellungslinie erreicht. Die hohen Jagdherren tasten sich ordentlich mit ihren Leibjägern und Gepäcksleuten in undurchdringlichem Wolkenschleier von Fels zu Fels, von Latsche zu Latsche hindurch, indes die Abwehrrer im Grau der Nebelmassen verschwinden.

Alles hat seine Stände glücklich erreicht und lugt um sich



her, um Anhaltspunkte zum Entfernungsschätzen und für den mutmaßlichen Anlauf des Wildes zu finden.

Die Zeit nähert sich, wo die Hebschüsse fallen sollen, und alles horcht gespannt in die grauschwarze Finsternis hinaus, indes aus dem kalten Regenschauer ein toller Flockenwirbel wird, der alsbald die umgebenden Felsen und Grashalden mit einer weißen Decke überzieht.

Aller Hoffnungen sinken mit dem Schneetreiben gemeinsam auf den Nullpunkt, denn schon krachen in den verschiedenen Bergkesseln die Hebschüsse, und immer noch umschließen ausichtslos die schwarzen Wolkenmassen das Gelände.

Schlechte Aussichten. Ich wickle mich fest in Rock und Pelierine und klappere vor Kälte. Nicht besser ergeht es sicher den anderen Herren. Da setzte ganz unerwartet eine scharfe Brise ein. Die Nebelschwaden wirbeln durcheinander und mit jedem Windstoß lichtet sich immer mehr und weiter das Gesichtsfeld. Ab und zu reißt das schwere Gewölk auseinander, bis schließlich der blaue Himmel und mit ihm warmes Sonnengold die blendend weiße, kristallklare Bergwelt übergießt.

Immer höher und höher erheben sich die zerrissenen Wolkenfetzen, so daß alsbald überallhin sich die beste Fernsicht über das ganze Gelände ergibt. Für den Trieb war es aber schon die höchste Zeit, denn allseits sah man Gamsrudel hin- und herflüchten, die unentwegt Versuche machten, die Abwehrkette zu durchbrechen. Durch den Nebel begünstigt, war es auch einer Schar von etwa 35 Stück gelungen, in einer Runse bis hart an einen Wehrmann heranzukommen. Da, ein lauter Schrei, der weithin in die Berge tönt, und wie eine Lawine prasselt Gams und Schutt zu Tale, um der Schützenkette zuzustreben.

Am königlichen Stande fällt der erste Schuß, und alsbald knallt es im ganzen Kessel lustig drauf los, indes von allen Seiten ganze Rudel durcheinanderwirbeln, und einzelne Böcke sich schlau zu drücken versuchen.

Meine Aufmerksamkeit fesselt von weitem schon im zweiten Triebe ein alter Latschengams. In kurzen Fluchten sichert er von Aussichtspunkt zu Aussichtspunkt. Er kennt den Spaß. Immer härter und näher ist ihm die Treiberwehr auf den



Schalen. Er muß aber vorwärts. Immer kürzer und kürzer werden seine Standerln, bis er gezwungen ist, einer Schutthalde zuzustreben, wo die Kanzel Seiner Majestät sich im Gefelse verbirgt. 150 Schritt sind es, und mit Ungeduld erwarte ich den Büchsenknall. Der Gams hebt den Windfang, es stimmt ihm etwas nicht. Mit einem Satz fußt er auf einem Felsblock und sichert nochmals um sich her. Ein packender Anblick, wie ihn so prächtig Meister Wagner, Dombrovsky und Pausinger wiederzugeben verstehen. Ich besehe mir das herrliche Bild mit dem Trieder. Es erscheint mir zum Greifen nahe, da gelbt es scharf durch das Gefels, den Bock reißt es um, und in schweren Fluchten erscheint er knapp unter mir. Hier aber ereilt ihn die zweite Kugel des erlauchten Schützen, und quer durchs Blatt geschossen stürzt er den Felshang hinab. Es war ein kapitaler Bursche. 28½ Zentimeter um die Krümmung gemessen, mit harzbedeckten, starken Krucken. Ein schöner Lohn für eine sichere Kugel.

12 Gams sind das Resultat von drei Trieben, wovon allein S. M. der König 6 Stück erlegt hatte, indes die Kronprinzen von Rumänien und Griechenland dabei ihren ersten Retezatgams verzeichnen konnten.

Auffallend war, daß von den erbeuteten Stücken vier Gamsböcke nur gerade aufrecht stehende schwarze Spieße trugen, die der Gamsmaske das Aussehen eines Fauns gaben.

Die Krümmungen der Krucken hatten sich infolge der monatelang anhaltenden Dürre von den Schläuchen abgeschuppt und waren abgefallen, eine Beobachtung, die man in allen Gamsgebirgen Siebenbürgens in den beiden letztverflossenen Trockenjahren machen konnte.

Als Jagdleiter hatte ich in allen Trieben das Vergnügen, von meiner Hochkanzle aus alles bestens zu übersehen und mich an dem Waidmannsheil der hohen Schützen erfreuen zu können. Nur eines hatte mir nicht ganz gepaßt, und das war die ganz unerwartete Leere der Triebe an Bären. Die anhaltende Dürre der Vormonate und die Reife der Waldhimbeere hatten Meister Braun in tiefere Lagen hinabgelockt. Doch auch für ihn sollte die Zeit kommen, die ihn an seine Sterblichkeit mahnen würde. Allerdings in anderen, ziemlich weit davon entfernten Gebieten.



Hochbefriedigt vom Resultate der Jagd und dem genossenen herrlichen Ausblick bis weithin nach Norden über das fruchtbare Hațegtal mit seinen historischen und modernen Edelsitzen bis zum erzeichen, pittoresken Siebenbürgischen Erzgebirge und den waldbedeckten Biharbergen, wurde am 30. August der Abstieg durch das Scheseletal angetreten. Aus den dichtverfilzten Latschenfeldern, aus denen prächtige Arven, Zirbelkiefern wie grüne Ballons sich erhoben, gings hinab in den Tannenwald, bis uns schließlich der Blätterdom vielhundertjähriger Buchen umfing, und wir nach Übersetzung einer schäumenden Torrente die Blockhauskolonie Gura-Zlata erreichten. Aus wenigen Blockhäusern bestehend, liegt sie hart an der Mündung des Zlata- und Ciocabaches in den Râul Mare.

Auf einer Terrasse, die schönen Ausblick auf die gegenüberliegenden Steilstürze des Vârful Galben und Dealu Negru bietet, liegt das Herrenhaus mit drei für die hohen Herrschaften komplett eingerichteten Zimmern, dem Wohnraum für den zeitweise dort inspizierenden Verwalter und jenem für den Berufsjäger Peppo. Letzterer ein italienischer ehemaliger Holzarbeiter, dem aber die Axt viel weniger Freude machte, als sein in einem hohlen Baume verborgenes Gewehr. Mancher Gams, den er sich heimlich früher damit geholt hatte, ergänzte den kärglichen Mundvorrat seiner konationalen Waldarbeiter. Wenn er es auch verstand, in dem zerklüfteten Wald- und Felsreviere bei seinem heimlichen Wilderertum dem wachsamen Auge des Gesetzes zu entgehen, so wurde seine Flinte zur Verräterin, denn als er einmal nach einer Gemse schoß, barst die alte, überladene Kartaupe und nahm ihm die halbe Hand weg und verletzte ihn schwer an der Schulter. Da wars freilich aus mit dem freien Umherstreifen in den Bergen, und resigniert mußte er eine Zeitlang auf seine Freizügigkeit verzichten.

Nun steht er als Berufsjäger in gräflichem Dienste und ist einer der besten Kenner des Geländes und einer der tüchtigsten Führer auf der Pürsche.

Außer dem obgenannten Hauptgebäude ist noch auf einer Anhöhe ein nettes Unterkunftshüttchen für Touristen, dann einige Blockhäuser für die nahe beschäftigten Holzarbeiter, für Jäger, Treiber, Abwehrer, Pferdeführer und Fuhrleute. Dahinter





Die Gesamtstrecke an Gamswild am ersten Jagdtage den 24. August 1922

gegen den sogenannten Bredetel befindet sich eine gräfliche Käserei mit den Stallungen für die Milchkühe, Pferde und Esel. Als interessant sei hier erwähnt, daß eines Nachts die Wölfe durch die offene Stalltüre einbrachen und ohne daß jemand vom Personal es gemerkt hätte, sich von dort einen der Langohren herausholten und vor der Stalltüre auch zerrissen und aufraßen.

Nach dreistündigem scharfen Abstiege wurde auf der Terrasse vor dem Herrenhause abgesessen und der Rest des Tages dort verbracht. Als die Sonne hinter den Berggraten der linken Talhänge verschwunden war, gabs ein liebliches Bild zu schauen, indem vorerst eine Rehgeiß mit ihrem Kitz und bald darauf auch ein Bock die dort befindliche Salzlecke annahmen. Lange erfreute sich Seine Majestät an diesem reizenden Bilde, wobei er sich nicht entschließen konnte, durch einen Büchschuß diese Idylle zu stören. Der Abendtisch auf der Veranda des Herrenhauses beschloß diesen Tag, wobei der allerhöchste Jagdherr in seiner heiteren und gewinnenden Art viel fröhliche Er-



lebnisse aus seiner Jugendzeit in Schwitzer Mundart zu erzählen wußte.

Der 30. August war ein herrlicher Sommertag. Nach dem Frühstück wurde aufgebrochen, um nach dreistündigem Ritte die Endstation der kleinen Forstbahn zu erreichen. Von hier gings in den zierlichen Waggonetts in einstündiger Fahrt nach dem Sägewerk Cărneşti, wo bereits die Würdenträger des Komitates, die Ortshonoratioren der umgebenden Dörfer und eine große Volksmenge S. M. begrüßten und zu seinem Waidmannsheil beglückwünschten.

Wie erwähnt, hatte Seine Majestät schon gelegentlich des Empfanges dem ihn begrüßenden Präfekten in Cărneşti den Wunsch geäußert, nach dem Abstiege aus den Bergen die Ruinen und Ausgrabungen im Dorfe Grădişte und das Amphitheater von Sarmizegethusa, die Kirche von Demsus und das große Eisenwerk von Vayda Hunyad mit der dort befindlichen alten Ritterburg besichtigen zu wollen. Diesem allerhöchsten Wunsche gemäß, berichteten die Komitatswürdenträger dem allerhöchsten Jagdherrn und den beiden königlichen Hoheiten über die für den kommenden Tag getroffenen Maßnahmen.

Nach einem im Sägewerke durch die Werkdirektion gegebenen Frühstück wurde hier der Hofzug nach Aufnahme des ganzen Gepäcks bestiegen und nach Haţeg gefahren, wo im Hofzuge genächtigt wurde.

Am folgenden Morgen, den 31. August, nach dem Frühstück bestieg Seine Majestät, die allerhöchsten Gäste und das engere Gefolge die bereitgestellten Automobile, indes der Hoftrain nach Vayda-Hunyad abzugehen hatte, um dort zur Rückfahrt bereit zu sein.

Im Dorfe Grădişte erwarteten bereits die Komitatswürdenträger und Ortshonoratioren Seine Majestät, indes eine festlich gekleidete Volksmenge dem eintreffenden Herrscher mit hellem Jubel huldigte.

Nach einem Rundgang durch das ganze Gebiet der Ausgrabungen wurde das Amphitheater einer gründlichen Besichtigung unterzogen, wobei Herr Josef von Mallász, der Direktor des Hunyader Museums, der die dortigen Ausgrabungen leitete,



einen detaillierten Vortrag über Geschichte und die dortigen Funde hielt, dem alles mit spannender Aufmerksamkeit folgte.

Da mir der Wortlaut seines Vortrages nicht mehr geläufig ist, andererseits es mir der Vollständigkeit wegen aber doch geboten erscheint, dieser historischen Stelle zu gedenken, die wohl vielen Lesern dieses Werkchens aus eigener Erfahrung nicht bekannt sein dürfte, so will ich hier die diesbezüglichen Schilderungen aus der rumänisch verfaßten Broschüre über den Hunyader Komitat von E. Rusiecki, Generalsekretär der Handelskammer von Deva, in deutscher Übersetzung folgen lassen.

Der Verfasser dieses Werkchens schreibt über die Geschichte, den Bau und die Einrichtung von Sarmizegethusa folgendes:

„Ringsum von Bergen umgeben, das Relief eines Kessels besitzend, hat das heutige Hunyader Komitat schon zur Zeit der Daken eine bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt. Seine Lage und strategische Bedeutung scheint Decebal dazu bewogen zu haben, seine Residenz von Porolissum nach Sarmizegethusa, welches im Südwesten des Hunyader Komitates, im sogenannten Land des Hatzeg sich befand, zu verlegen. Von hier unternahm Decebal seine Angriffe auf Moesien, um sich diese römische Provinz zu unterwerfen. Für die Verschönerung und Befestigung von Sarmizegethusa und der Umgebung rief Decebal römische Meister herbei, als ihr Kaiser Domitian gezwungen war, den von den Daken erzwungenen schändlichen Frieden anzunehmen.

Der Aufschwung des dakischen Sarmizegethusa konnte aber nicht lange dauern, denn die Römer konnten die Schande nicht weiter erdulden, den Daken Tribut zu zahlen. In dem Feldzuge, den Trajan gegen die Daken unternahm, gelangte er mit seiner ersten Expedition verhältnismäßig leicht bis an die Berge der sogenannten Poiana-Rusca, in die Nähe der Dakenhauptstadt. Von hier aber wurde der Vormarsch so erschwert, daß man mit Recht behaupten kann, daß der eigentliche Krieg erst in dieser Gegend begann.

Einerseits die noch unbetretenen Wälder, durch welche sich die römischen Legionen die Wege erst bahnen mußten, indem sie die Bäume fällten und die Flüsse überbrückten, andererseits die Tapferkeit der Daken, welche bis zum letzten Lebenshauch sich verteidigten. Alldies hatte dazu beigetragen, daß die Niederlage der Daken von Trajan und seinen Zeitgenossen sehr verherlicht wurde und Anlaß zum Bau zahlreicher Erinnerungszeichen, Denkmäler und der gewaltigen Trajanssäule in Rom gab.

Trotz aller dieser Siege der Römer blieb die Hauptstadt der Daken, des bedingungslos angenommenen Friedens wegen, unversehrt. Nicht lange nach dem Rückzuge Trajans vergaß aber Decebal seine Verpflichtungen und gab



so Anlaß zum zweiten römischen Feldzuge mit dem Ziel Sarmizegethusa, das diesmal nach schweren Kämpfen in die Hände der Römer fiel.

Vor der Kapitulation zünden die Daken ihre eigene Festung an, während die Römer Tore und Mauern zerstören. So erklärt es sich, daß heute der Ort, wo einstens die Hauptstadt der Daken lag, von so vielen Gelehrten bestritten wird.

Nach der Aussage der einen wäre die Hauptstadt der Daken in den klippenreichen Bergen von Broos gelegen und die Ruinen von Grădiştea-Muncelului seien die Ruinen der Daken-Hauptstadt. Wir wollen keine Theorien aufstellen, es klingt aber unwahrscheinlich, daß Decebal seine Residenz in einer so wenig für diesen Zweck geeigneten Gegend errichtet hätte. Dies ist dadurch begründet, daß man weder hier noch dort irgend ein Wahrzeichen gefunden hat, welches das Vorhandensein der Daken-Hauptstadt in dieser Gegend bestätigt hätte.

Die Erklärung hiezu ist ziemlich einfach, wenn wir nicht vergessen, daß die Residenz der Daken fast ausschließlich aus Holz gebaut war und von den eigenen Verteidigern durch Feuer zerstört wurde. Die meisten Forscher neigen aber der Ansicht hin, daß das alte Sarmizegethusa auf dem gleichen Orte stand, wo man heute die Reste der römischen Hauptstadt gefunden hat und stützen sich diese Behauptungen auf zwei Beweisgründe, und zwar:

Erstens auf einen Distanzplan aus der Zeit des Kaisers Septimius Severus, den sogenannten Peutingerischen Plan, benannt nach dem gleichnamigen deutschen Gelehrten, dem Entdecker dieses Planes. Dieser zeigt Sarmizegethusa 37 römische mile östlich von Tibiscum. Auf derselben Entfernung liegt auch das römische Sarmizegethusa.

Zweitens ist es natürlich, daß die Römer ihre Stadt auf demselben Platz errichteten, wo Decebals Sarmizegethusa lag, da dieser sie vieler Arbeit entb, selbst nach der Zerstörung der dakischen Festung.

In den Ruinen der Festung scheint anfangs die fünfte mazedonische Legion unter Kommando von Tarcutius-Scamianus untergebracht gewesen zu sein. Im Laufe der Zeit machten sich dann dort Kaufleute und Handwerker ansässig, welche mit zunehmender Zahl eine neue Stadt gründeten, die im Jahre 110 n. Chr. den Namen Colonia Ulpia Traiana Augusta Dacia Sarmizegethusa bekam. Auch hier wandten die Römer großen Luxus an ihren Bauten an, indem ihnen die nahegelegenen Marmorsteinbrüche dazu dienten, die Paläste und Bauten mit allerlei Mosaik zu schmücken. Auch heute noch findet man häufig Reste von diesem künstlerischen Schmuck. Professor Gherman aus Hatzeg erzählt, daß er gelegentlich eines Ausfluges mit seinen Schülern einen Bauern antraf, der ihm erzählte, daß er vor dem Eingang seines Stalles unzählige bunte Steine ausgegraben hätte. Auf die Bitte der Anwesenden, diese Steine zu zeigen, führte sie der Bauer in sein Haus, vor welchem er aus der Erde diese von irgendwelchem Mosaik stammenden Steine vorwies.

Fast 200 Jahre erhielt sich Ulpia Traiana in blühendem Aufschwung, bis der Einbruch barbarischer Völker die römischen Legionen zwang, sich nach



Dacica Aureliana zurückzuziehen und Sarmizegethusa sowie das ganze Land Dacia-Traiana in den Händen der Angreifer zu lassen.

Die Schätze der Kunst werden von diesen zerstört, bis schließlich die Slawen, die gutmütigsten von allen Barbaren, sich in diesem Gebiet festsetzen.

Von der Größe der Stadt Sarmizegethusa kann man sich nur ein klares Bild machen, wenn wir bedenken, daß 1400 Jahre seit ihrem Untergang und nachdem alle Stürme des Ostens darüber zogen, noch vier volle Schiffsladungen von Reliquien bei den unternommenen Ausgrabungen zutage gefördert wurden. (Siehe Ackner-Müller, „Die römischen Inschriften in Dacien“.) Fast in jeder Ortschaft von Hunedoara, selbst in den Bauernhöfen findet man behauene Steine, Statuen usw. Die Kirche von Demsus und ein Teil der Kirche von Ostrov sind aus Resten von römischen Ruinen gebaut, während das Dorf Grădiştea fast ausschließlich von den Resten Sarmizegethusas hergestellt ist.

Die vor 50 Jahren begonnenen Grabungen haben verschiedene Ruinen von Sarmizegethusa zutage gefördert, unter welchen die bedeutendsten das Amphitheater, das Bad und ein Teil eines Tempels sind.

Ersteres hat eine elliptische Form mit einer 92 m langen und einer 772 m breiten Achse. Im Innern befindet sich der Kampfplatz (Arena), in derselben Form mit 50 m Breite und 70 m Achsenlänge. An dem äußersten Ende der großen Achse sind je 5 m breite Haupttore. Rings um den Kampfplatz ist eine 1 m dicke und 2 m hohe Mauer, „Moemianum“ genannt, welche das Publikum vor den wilden Tieren des Kampfplatzes schützen sollte. 1 m vom Moemianum entfernt, befinden sich die Ruinen der Plätze für die Zuschauer, die „cavea“, welche der Länge nach durch eine Mauer in 2 Zonen geteilt wird, die sogenannten Praecictiones.

In diesen waren die Marmorbänke, „Sedilia“, gelegt. Einige von diesen Bänken haben heute noch Spuren von Monogrammen der Familienangehörigen.

In der Mitte des Amphitheaters fand man ein Grabmal, dessen Inschriften leider nicht mehr kenntlich sind. Unweit des Amphitheaters gegen Osten lag der Tempel der Göttin Nemesis, der Schutzpatronin der Gladiatoren.

Als sprechender Beweis für die Gesundheitspflege der Römer waren ihre komfortablen Badeanlagen. Obwohl man vermutet, daß die Bevölkerung von Sarmizegethusa die noch bestehenden natürlichen Bäder von Călan besuchte, konnte doch die Errichtung eines Bades in dieser bedeutenden Stadt für die Führer nicht an zweiter Stelle stehen. Die historisch-archäologische Gesellschaft von Hunedoara hat im Jahre 1883 die ganze Anstalt ausgraben lassen, welche noch immer in so gutem Zustande vorgefunden wurde, daß man die römischen Röhrenheizungen auch heute noch in Funktion setzen könnte.

Das Bad hatte 20 m Länge und 16 m Breite. Auf diesem, einigermaßen kleinen Raum konnten die praktisch gesinnten Römer eine Badeanstalt herstellen, wie sie auch heute noch als Muster dienen könnte.

Der ganze Bau scheint in 4 Abteilungen geteilt gewesen zu sein. Das



Abteil für Herren, das Abteil für Damen, das kalte Sommerbassin und das Dampfbad. Aus einer gemeinsamen Kammer für Dampf- und Herrenbad gelangte man in die Ankleideräume. Aus dem Ankleideraum des Herrenbades gelangte man in einen Saal mit Wasserbassin, in welchen man auf Marmortreppen herunterstieg. Um nicht einem plötzlichen Temperaturwechsel ausgesetzt zu sein, gelangte man aus dem Frigidarium in einen schwach erwärmten Raum und aus diesem in einen mit erwärmter Luft, welcher auch je eine Wanne mit kaltem und warmem Wasser zum Abspülen des Körpers hatte. In das Dampfbad ging man direkt aus der Auskleidekabine.

Das Frauenabteil entspricht dem der Herren, mit dem Unterschiede, daß man hier im Frigidarium das Wasserbassin nicht mehr vorfand, sondern dieses wahrscheinlich durch einige Wannen ersetzt wurde. Außerdem war hier noch ein Raum, welcher zum Massieren des Körpers mit verschiedenen Wohlgerüchen diente, das sogenannte Unctorium.

Das Sommerbassin hatte nur eine Halle, einen Auskleideraum und das sogenannte natatio-Schwimmbassin. Die Wände des Gebäudes waren mit Marmor vom nahen Steinbruch Bucova bekleidet.

Das Wasser wurde durch Kanäle aus einem nahegelegenen Flusse geholt. Der Hauptkanal ging entlang des apodyteriums der Männer und speiste auch das Bassin des Frigidariums. Der Ausfluß des benützten Wassers geschah durch eine Steinrinne.

Eine andere Verzweigung füllte das Sommerbassin. Der Zustand der übriggebliebenen Ruinen verrät die Zerstörung des Bades durch eine Feuersbrunst.

Das Castrum, das Militärlager, welches man auch heute noch sehr gut sieht, ist gegen Norden 670 m, gegen Osten 530 m, gegen Süden 605 m, gegen Westen 520 m im Geviert. Es wird durch einen Fluß durchquert, in dessen Fluten die Schätze Decebals vergraben sein sollen. Ob es wahr ist oder nicht, ist wohl schwer zu beweisen. Nach Dio Cassius wären die Schätze Decebals im Flusse Sargetiu (Streiu) vergraben. Diese Behauptung wird bekräftigt durch die Tatsache, daß im Jahre 1540 im Dorfe Sfânta-Maria, Flößer an der Wurzel eines Baumes 40.000 Lysimah-Dukaten fanden. Zehn Jahre darauf fand man in der Nähe dieser gleichen Stelle einen zweiten Schatz von 100.000 Dukaten und zwei Goldstatuen, welche Semiramis und Ninus darstellten.

Die übrigen Entdeckungen, die man in Sarmizegethusa machte, sind Ruinen einiger Privathäuser, welche denselben Luxus zeigen. Wir sind natürlich nur am Anfang dieser Entdeckung, denn das Gebiet des Hunyader Komitates weist viele Spuren dakischer und römischer Ansässigkeit auf, deren Nachforschungen noch eine Riesenarbeit verlangen.“

Mit regstem Interesse war S. M. und die allerhöchsten Gäste den Ausführungen des Museumsdirektors gefolgt, dabei unermüdlich alle Grabungen genau besichtigend. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich erwähne, daß damals im Gemeinde-



amte auch noch ein Sarkophag gezeigt wurde, der die sterblichen Reste eines Mädchens enthielt, deren Goldschmuck, Diadem und Ohrgehänge noch sehr gut erhalten waren. Als Seine Majestät eben das Auto besteigen wollte, um die Weiterfahrt anzutreten, trat ein Ortsbewohner von Grădiște an ihn heran und überreichte durch Vermittlung des Präfekten eine kleine römische Statuette, die er bei Grabungen in seinem Hausgarten gefunden hatte.

Von hier ging die Fahrt nach der zweiten Sehenswürdigkeit dieses Gebietes über Besteana nach Demsus zur alten griechisch-katholischen Kirche des Ortes.

Hier wurde Seine Majestät am Eingange der Kirche von einem würdigen alten Geistlichen begrüßt, der über Befragen des allerhöchsten Besuchers die nötigen Aufklärungen erteilte.

„Die Kirche zu Demsus ist eines der eigentümlichsten Bauwerke“, heißt es in dem Werke *„Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“*. „Sie ist teils aus Werkstücken römischen Ursprungs, teils aus großen Bruchsteinen aufgebaut. Ihr äußerer Anblick ist von unvergeßlicher, fast rätselhafter Wirkung durch die Mischung von rohester Unbeholfenheit mit dem feinen künstlerischen Gefühl, das sich in den Zick-Zack-Ornamenten des Gesimses zeigt. Das quadratische Tonnengewölbe, nach Osten mit einer halbkreisförmigen Apsis schließende Innere, ist eng, und zwar nur 60 m<sup>2</sup> und düster, eher einer Höhle als einer Kirche vergleichbar. In der Mitte stehen vier quadratisch angeordnete Pfeiler, deren jeder aus zwei übereinander gestellten prismatischen, mit Inschriften und Reliefs bedeckten römischen Grabsteinen zusammengesetzt ist. Auf diesen Pfeilern ruht der aus der Masse des Gebäudes aufragende, in richtigen Verhältnissen gebildete Turm. An die Nordseite fügen sich glattschäftige römische Säulen, an die Südseite ein mit der Tonne gedecktes, teilweise eingestürztes Seitenschiff an. Die sehr schmalen, nach innen enger werdenden Fenster sind teils rund, teils spitzbogig. Das Innere war einst mit Wandmalereien geschmückt. Der Legende nach soll die Kirche von Demsus das Grabdenkmal des dakischen Feldherrn Longinus gewesen sein, der hier bestattet worden sei. Nicht nur die Kirche von Demsus, sondern auch alle benachbarten Ortschaften, insbesondere aber Grădiște selbst, sind ein Beweis der Größe der römischen Kolonie Ulpia Traiana, da von dorthier alles mit römischen Bausteinen sich versah. Auch König Mathias von Ungarn bezog von hier sein Baumaterial für den Bau der Ofner Burg und sandte von hier aus sogar noch Steine für den Bau des Vatikans.“

Im Jahre 1738 bereiste Graf Ariosti die Hatäger Gegend, sammelte einen großen Teil der Várhelyer Inschriften und



Skulpturen und schaffte sie nach Wien, wo sie die Räume der Hofbibliothek schmücken. Die Ergebnisse der durch Direktor Mallász jetzt geleiteten Ausgrabungen befinden sich derzeit im Komitatsmuseum zu Deva.

In rascher Fahrt führten uns die Autos von hier über Alsó-Farkadin am ehemals Graf Nopcsa'schen, dann Graf Lónyay'schen Schlosse vorüber, wo die halbkreisförmige Mauerbrüstung vor der Schloßfassade mit zahlreichen römischen Inschriftsteinen geschmückt ist, die beiderseits von zwei mächtigen steinernen Löwen aus der Römerzeit flankiert wird. Jetzt ist das Schloß nebst dem angrenzenden Gelände als Musterwirtschaft vom rumänischen Staate dem französischen General Berthelot als Geschenk der rumänischen Nation mit voller Einrichtung und dem für die Landwirtschaft nötigen Inventar verehrt worden.

In flotter Fahrt wurde Haşeg, ein freundliches Städtchen von etwa 3000 Einwohnern, erreicht. Diese bildet einen berühmten Marktplatz für den Vieh- und Schafauftrieb der fast ausschließlich rumänischen Bevölkerung dieser Gegend. Im Mittelalter stand hier eine königliche Burg und der Vogt derselben übte die Gerichtsbarkeit über die umgebenden Knesenbezirke der Rumänen aus.

Im Norden und Osten von bewaldeten Höhen umschlossen, im Süden von den grünen Auen des Malomvizer, Râul-Mare-Flusses eingefafßt, macht Haşeg auf den Beschauer einen überaus freundlichen Eindruck, welcher durch die nahen Schlösser der Herrschaft Nalác, einem ehemaligen Besitz der Fays und des Graf Kendeffy'schen Schlosses in Öralja-Boldogfalva, jetzt Sft. Maria genannt, und durch den alten römischen Wachturm auf dem 519 m hohen Orlija, einer mit steilen Abstürzen gegen den Fluß und den Ort Sub Cetate abfallenden Felskuppe, noch erhöht wird. Schon von Haşeg selbst, aber ganz besonders von der Südterrasse des Kendeffy'schen Schlosses und dem römischen Wartturm der Orlija bietet sich eine Fernsicht über die nach Süden vorgelagerte Ebene, das angrenzende Bergland und ganz besonders auf die hoch aufragenden Felsenhäupter des Retezat, der Peleaga und Păpuşa, der geradezu feenhaft zu nennen ist. Was Wunder, daß schon von grauer Vorzeit an, alle



Stämme, Völker und Nationen bestrebt waren, dieses fruchtbare, wald- und erzreiche Gebiet zu erlangen und sich hier die Mächtigen und der Adel des Landes seßhaft machten. Es wird daher wohl wenige Gegenden in Mitteleuropa geben, wo jeder Ort, jedes Tal, jede Höhle und fast jeder Berg Spuren und Denkmäler aus längst verflossenen Tagen aufzuweisen in der Lage ist, als eben der Hunyader Komitat und ganz besonders das Hatéger Becken. Von Hatéger war die Weiterfahrt nach Vayda-Hunyad behufs Besichtigung des Schlosses und der Eisenwerke geplant. Als das Auto S. M. einen Augenblick hielt, um den Nordostausgang des Ortes zu finden, trat der Präfekt heran und meinte, die andere Straße, die nach Ost und dann entlang des Strelltales führe, sei die bessere, da meinte der König in seiner freundlichen, dabei heiter gewinnenden Art: „Ja, ja, das glaube ich, doch möchte ich mir auch einmal Ihre schlechteren Wege anschauen“, und fuhr stracks den nördlicheren Weg, der nicht durch Gendarmeriepatrouillen bezeichnet war, gegen Vayda-Hunyad zu.

Vorerst ansteigend, ging die scharfe Fahrt, wobei der König selbst das Auto lenkte, über Silvasul de jos, die vielfach gewundenen Serpentinaen über Kote 538 hinan. Dann durch und entlang der den Weg umschließenden Wälder, bis wir plötzlich fast unvermittelt auf einer kurzen Talfahrt den Ort Vayda-Hunyad und auch schon die alte Ritterburg vor uns sahen.

Schon die Einfahrt in den Ort ließ auf einen überaus festlichen Empfang schließen, denn überall sah man festlich gekleidete Menschen, die dem Zentrum des Ortes zustrebten. Am Marktplatz selbst schmückten Blumen und Laubguirlanden, Flaggen und Teppiche Häuser und Straßen, und eine überaus große Volksmenge des Ortes und der Umgebung, die Werksverwaltung an der Spitze, akklamierten durch begeisterte Rufe und Ansprachen den Herrscher.

Vayda-Hunyad ist eine Großgemeinde von etwa 5000 Einwohnern. Rund um die mächtigen Eisenwerke schließen sich nette Privathäuser, meist von zierlichen, blumenreichen Gärten umschlossen, den größeren Gebäuden der Werksverwaltung an.

Die griechisch-katholische Kirche ist aus der Zeit Hunyadis, laut einer dort aufbewahrten Urkunde vom Jahre 1458 erbaut,



indes das reformierte Gotteshaus noch von Gabriel Bethlen her-  
stammt.

Die seinerzeit gewerbetreibende Bevölkerung ist heute haupt-  
sächlich auf Grubenbau, Eisenindustrie und Landwirtschaft ein-  
gestellt, der den Wohlstand rasch in die Höhe brachte. Heute  
leidet allerdings auch hier alles unter dem Drucke der wirt-  
schaftlichen Not, trotzdem daß Tag und Nacht die Schmelz-  
und Hochöfen gleich Vulkanen mit ihrem ewigen Feuer in Tä-  
tigkeit sind.

Den Glanzpunkt des Ortes selbst bildet aber die mächtige  
Burg. Sie ist an der Vereinigung der tief in das Gestein ein-  
geschnittenen Gebirgsbäche Cserna und Zelest auf einem mäch-  
tigen Felsblock, wo einst eine römische Befestigung stand, er-  
baut. Fast von drei Seiten durch die kañonartig tief einge-  
schnittenen Torrenten eingeschlossen, macht sie den Eindruck  
einer Wasserburg.

Der geschichtlichen Forschung nach erhielt sie der rumänische  
Knes Sorb im 14. Jahrhundert als königliche Donation.

Dessen Sohn Voyk, Kriegshauptmann am königlichen Hofe,  
wurde durch König Sigismund im Jahre 1409 in deren Besitz  
bestätigt. Nach ihm fiel die Burg an seinen berühmten Sohn  
Johann Hunyadi, den Türkenbesieger, der am 6. September 1442  
bei Zaikány die Türken aufs Haupt schlug und dadurch Sieben-  
bürgen vom Vordringen der Türkenherrschaft auch auf diesen  
Landesteil befreite. Das Hunyader Komitat ließ dort zur Er-  
innerung an diesen Sieg anläßlich der Millenniumsfeier ein Denk-  
mal errichten.

Von Johann Hunyadi erbte dessen Witwe Szilágyi die Burg,  
die sie dem Johann Corvin, dem zweiten Sohne Hunyadis, dem  
nachmaligen König Matthias Corvinus, König von Ungarn, der  
von 1458—1490 regierte, vermachte.

Ich will hier nur einflechten, daß dieser berühmte König  
33.000 Dukaten jährlich verwendete, um durch seine Sendboten  
in Italien, Griechenland und Kleinasien klassische Handschriften  
aller Schriftsteller zu sammeln, so daß er im Verlaufe der Jahre  
die unvergleichlich berühmte Sammlung von 5000 Handschriften  
in seiner Ofener Bibliothek vereinigen konnte.





Totalansicht von Hateg und das Retezatmassiv

Auch er hing an der Burg seiner Väter, die er in bestem Stande erhalten ließ. Nach seinem im Jahre 1490 zu Wien erfolgten Tode ging die Burg im 16. und 17. Jahrhundert an verschiedene Besitzer, darunter auch an einen Hohenzollern auf kurze Zeit, über, bis sie schließlich vom ungarischen und jetzt rumänischen Ärar übernommen wurde. Durch Feuer öfters verwüstet, doch jederzeit wieder instand gesetzt, wurde sie vom Jahre 1870—1880 nach den Plänen der Architekten von Franz Schulz und später von Emerich Steindl gründlich restauriert und dadurch in ihrer jetzigen hehren Schönheit hergestellt, so daß sie zu einem der hervorragendsten Denkmäler des alten Ungarns zählte.

Der einzige Eingang in der Feste ist ein Tor, welches am Fuße des die beiden Burgflügel verbindenden Turmes liegt, und seinerzeit mit einer Zug-, jetzt mit einer starken permanenten Brücke mit dem linken Ufer der Torrente verbunden ist. Das Tor führt direkt in den Burghof und dann rechts in den Rittersaal, der sich im Erdgeschoß des von Johann Hunyadi erbauten Flügels befindet. Er wird von fünf achteckigen Säulen aus rotem Marmor getragen.



Ein Pfeiler trägt eine lateinische Inschrift, auf Grund welcher dieser Burgteil durch Johann Hunyadi 1452 erbaut wurde.

Nach Besichtigung der Burg, wo ein kurzer historischer Vortrag die Entstehungsgeschichte erläuterte, war es schon ziemlich spät geworden, so daß die Mittagsstunde schlug und Seine Majestät mit seinen beiden hohen Begleitern, den beiden Kronprinzen, der Einladung der Werksdirektion folgend, zur Mittagstafel fuhr, an welcher auch das engere Gefolge der hohen Herrschaften teilnahm.

Während der Tafel, die vom ausgezeichneten Geschmack und äußerst sachkundigen Arrangement der Werkleitung beredtes Zeugnis ablegte, wurde ein Toast auf Seine Majestät und die hohen Gäste ausgebracht, der bei allen Anwesenden begeisterte Aufnahme und enthusiastischen Widerhall fand.

Nach der Tafel begaben sich die allerhöchsten Herrschaften, geführt von den Herren der Direktion, zur Besichtigung der mächtigen Hochöfen und Schmelzanlagen, welche mit allen modernen Mitteln und Maschinen ausgestattet sind. Da es zu weit führen würde, alle Eisenlager und kleineren Werke anzuführen, welche in mehr oder weniger engerem Kontakte mit Vaydahunyad stehen, so will ich nur in großen Zügen hinzufügen, daß die Haupteisenlager in Chelar, Arănies, Vadu Dobrii Alun und Rechişoara sich befinden, deren Erze 44—46% Eisen enthalten, welche auf einer 16 km langen Materialbahn nach den Hochöfen befördert werden.

Über das Eisenwerk selbst wäre in Kürze zu erwähnen, daß dieses im Jahre 1882 vom ungarischen Staate in Betrieb gesetzt wurde und seither in unentwegter Entwicklung fortschreitet.

Die fünf mächtigen Hochöfen liefern täglich 395 Tonnen Gußeisen, was einer Jahresproduktion von 142.000 Tonnen Roheisen gleichkommt.

Nach eingehender Besichtigung der gewaltigen Anlagen verabschiedete sich S. M. von den Herren der Leitung, ihnen in warmen und anerkennenden Worten seinen Dank aussprechend, und bestieg den bereitstehenden Hofzug, um unter den brausenden Abschiedsgrüßen der hier versammelten Bevölkerung nach Sinaia abzureisen.



So endete, vom besten Wetter begleitet, diese erste Hofjagd S. M. des Königs Ferdinand in seinem neuen Prachtrevier am Retezat, welches er seines ausgezeichneten und abwechslungsreichen Wildstandes, seiner herrlichen Lage inmitten reicher historischer und Naturschätze wegen und bewohnt von einer treuen und loyalen Bevölkerung, ungemein liebgewonnen hatte.

Im nächsten Jahre, es war im September 1923, fand daselbst die zweite Hofjagd unter gleichen Umständen statt, wobei die allerhöchsten Herrschaften samt engerem Gefolge 36 Gamsen, darunter S. M. einen Rekordbock, erlegten.

Abstieg und Abreise bis nach Hațeg erfolgten in gleicher Weise wie im Vorjahre. Von Hațeg aus beehrte S. M. der König und Seine königliche Hoheit Kronprinz Karl durch Annahme einer Einladung zum Tee die gräfliche Familie Kendeffy als Besitzerin der von S. M. gepachteten Gamsjagd. Es war dies das zweite Mal, daß allerhöchste Mitglieder regierender Fürstenhäuser im Schlosse weilten, da bereits, wie früher schon erwähnt, vom 1. bis zum 6. August 1882 gelegentlich der Gamsjagden am Retezat Kronprinz Rudolf von Österreich und seine hohe Gemahlin dort abgestiegen waren.

Nach der Rückkehr aus Sft. Maria-Öralja-Boldogfalva, einem kleinen, teils magyarischen, teils rumänischen Dorfe mit etwa 500 Einwohnern und einer in byzantinischem Stile erbauten reformierten Kirche, welche nach dem Urteile gewiegter Kenner noch aus den ersten Jahrhunderten des christlichen Ungarns stammen soll, ging die Bahnfahrt bis nach Piski, heute Simeria.

Hier errang in den ungarischen Freiheitskämpfen am 9. Februar 1849 General Bem einen blutigen Sieg über die vereinigten kaiserlich-russischen und österreichischen Truppen unter dem russischen General Freiherr von Puchner. Auf der am Westufer des Strellflusses gelegenen Anhöhe erinnert ein Denkmal an dieses heiße Ringen, wobei sich insbesondere das sächsische freiwillige Jägerbataillon, welches auf kaiserlicher Seite kämpfte, durch Erstürmung der großen Strellflußbrücke ausgezeichnet hatte.

Piski-Simeria ist heute ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, wo sich 4 Linien kreuzen und sich durch die gewaltigen Fabriks- und Bahnanlagen fast zu einer kleinen Stadt ausgebaut hat.



Hier in Piski-Simeria wurden die Automobile vom Hofzuge abgeladen, beabsichtigte doch König Ferdinand als gewiegter Botaniker die Familie von Ocskay mit einem Besuche behufs Besichtigung des dortigen interessanten Parkes zu beehren.

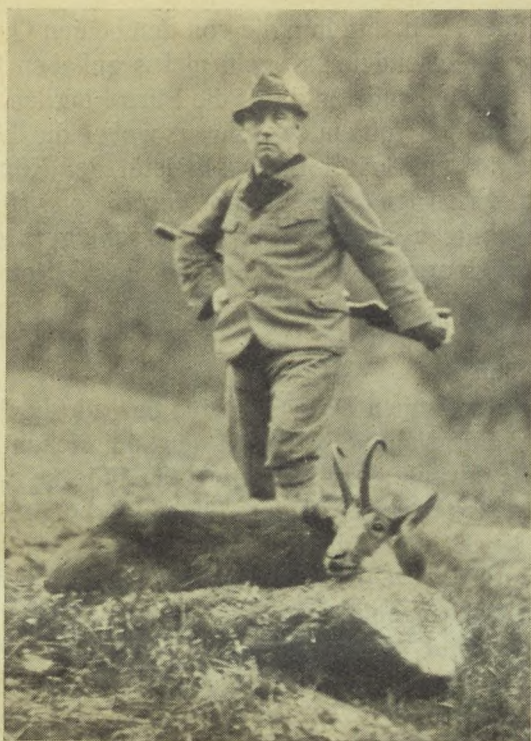
In einer Depression, hart an den Ufern des Marosch, welche vorerst durch den mächtigen, von steilen Abstürzen umschlossenen Tafelberg des Aranyos Oriolui und dann von den Südhängen des Siebenbürgischen Erzgebirges gegen die rauen Nord- und Ostwinde geschützt ist, liegt nächst des Ortes Dedacs Schloß und Park der Familie von Ocskay.

Im 16. Jahrhundert einst Besitz der Grafen Gyulay, weilte hier im Jahre 1816 der bekannte ungarische Geschichtsschreiber Kazincsy als Gast des damaligen Besitzers, von wo aus dieser alle geschichtlichen Denkwürdigkeiten des Bezirkes bereiste, die ihm reichlich Stoff für seine schriftstellerische und historische Tätigkeit boten.

Der Ocskay'sche Park umfaßt ein ziemlich großes Gebiet und wird von einem Arme der Marosch durchflossen, die hier eine Insel bildet. Durch den nahezu vollständigen Abschluß gegen die rauen Winde ist die im Maroschtale ohnehin schon sehr gemilderte Temperatur hier niemals großen Wechseln unterworfen, im Gegenteil hat das hier feuchtwarme Klima eine Vegetation geschaffen, wie sie sonst in ganz Siebenbürgen nicht vorherrscht, so daß alle früheren Besitzer diesen Umstand ausnützten, um im Parke Pflanzen, Sträucher und Bäume hochzubringen, wie sie zum Teil die südlichen Küstengebiete Europas am Mittelmeere, ausgenommen die Palmen und sonstige spezifisch mediterane Gewächse natürlich, vorkommen. Seine Majestät der König war sichtlich erfreut, hier ein reiches Feld für seine umfassenden botanischen Kenntnisse vorzufinden und wußte sogar den Grundbesitzer auf Arten aufmerksam zu machen, die dieser selbst nicht kannte. Ein Tee beschloß den Rundgang, worauf die allerhöchsten Herrschaften den Hofzug bestiegen und die Heimreise nach Sinaia antraten.

Im folgenden Jahre 1925 hatte die Hofjagdleitung im Monate August alle Vorbereitungen für den Empfang S. M. des Königs getroffen, doch ließ das Befinden des hohen Herrn die Strapazen





Seine kgl. Hoheit Fürst Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen mit einem Retezatgams

der Gamsjagd nicht zu, so daß über Anraten des Hofarztes das geplante Unternehmen unterblieb.

Im Jahre 1926 hatte sich Seine königliche Hoheit Prinz Nikolaus nach Einladung zweier Gäste entschlossen, dem Gamsgebirge einen Besuch abzustatten, wobei aber das Wetter sich derartig ungünstig gestaltete, daß dementsprechend das Resultat auch ungünstig ausfiel. Es wäre nur bei diesem Anlasse zu erwähnen, daß sich der nicht seltene Fall im Aufstiege ereignete, daß ein Bär in einem Himbeerschlage plötzlich überrascht wurde, wie er sich die süßen Früchte mit der Tatze in den Rachen schob. Ursprünglich ganz vertraut, bekam er unerwartet Wind und dazu auch noch durch das Pusten der Pferde erschreckt, ging er so geschickt durch gestürzte Stämme und



Sträucher gedeckt ab, daß ihm die von den beiden Gästen Seiner kgl. Hoheit nachgesendeten Kugeln nichts anhaben konnten.

Mit viel mehr Heil endeten dafür die Pürschjagden im gleichen Herbst und in den folgenden Jahren, wobei die hohen Gäste Seiner Majestät und später Ihrer Majestät der Königin Maria, die Prinzen Friedrich und Franz Josef von Hohenzollern, als ferne Schützen und gewandte Pürschjäger, sowie auch S. M. König Georg von Griechenland und Prinz Karl Emil Fürstenberg nach erfolgreichen Jagdausflügen trotz der oft stürmischen und rauen Herbsttage mit hübschen Trophäen die Berge verließen.

Nach dem allzufrühen Dahinscheiden des allerhöchsten Jagdherrn beschränkte sich die Tätigkeit der königlichen Jagdleitung hauptsächlich darauf, das schwierige Gelände so wegsam wie möglich zu gestalten. Insbesondere die 19 km lange Strecke vom Holzrechen bei Râul de Mori, auch Malomviz genannt, für den Wagen- und Autoverkehr praktikabel zu machen, da bisher diese Strecke zum ersten königl. Jagdhaus Gura-Zlata nur nach vierstündigem Ritt und zweimaligem Uferwechsel erreicht werden konnte, was aber bei dem oft plötzlich einsetzenden Hochwasser und damit verbundener zeitweiliger Vernichtung der Brücken mitunter mit großen Schwierigkeiten, ja oft sogar gänzlich ausgeschlossen war.

Das harte Gestein ließ eine Verbesserung der Wege erst dann zu, als das Kriegsministerium in Würdigung der ungeheuer schwierigen Verkehrsverhältnisse in diesem, von steilen Felsabstürzen eingengten Flußtale, durch Beistellung einer Pionierkompagnie, somit durch sachkundige Leitung Sprengungen vornehmen ließ, welche die Möglichkeit boten, auf ein und demselben Ufer, und zwar dem rechten, die Verbindung mit Gura-Zlata herzustellen.

Allerdings eine Titanenarbeit, da auf eine Entfernung von fast 1 km eine Fahrstraße in den harten Felsen eingesprengt werden mußte, eine Leistung, die die brave Pioniertruppe nach harten Tagen glücklich überwand und sie sich selbst damit ein ehrendes Denkmal dort setzte.

Nach harter, zweijähriger Sommerarbeit der Pionierkompagnie des Temesvarer Pionierregiments ist es nun gelungen, eine gut



fundierte und gegen Hochwassergefahr geschützte Autostraße herzustellen, die es nun ermöglicht, den Weg Sub Cetate—Râul de Mori—Gura-Zlata in einer Stunde Fahrt zu erreichen.

Râul de Mori-Malomviz ist eine kleine rumänische Gemeinde, in welcher die Graf Kendeffysche Gutsverwaltung als Zentrum der dortigen Land- und Forstwirtschaft untergebracht ist, dessen rühriger Verwalter Béla Cseh gleichzeitig auch Administrator der dortigen königlichen Pachtjagd ist.

Eine vom Letztgenannten geschaffene elektrische Brettsäge und die zwischen alten, hundertjährigen Kastanienbäumen verborgene Ruine einer griechisch-orientalischen Klosterkirche bilden nebst der unweit davon gelegenen alten Feste Colț-Kolczvár die einzigen bemerkenswerten Objekte der dortigen Gegend.

Die Ruinen dieser alten Burg stehen auf einem steilen Felsabsturz als Sperre des unter ihr zu Tale eilenden Schebeschaches. Die eine Seite dieses Talspornes fällt schroff in die Talschlucht ab, indes die beiden anderen Seiten von der Berglehne her bequem zu erreichen sind, jedoch von mehrfach im Winkel gebrochenen Mauern und zwei Türmen geschützt werden.

Im engen Hofraume sieht man die Reste eines viereckigen Turmes und zweier an die Burgmauer angelehnten Wohnräumlichkeiten.

Der Ursprung dieser Feste ist unbekannt. Sie stand bereits im 15. Jahrhundert und dürfte nur als Zufluchtstätte bei feindlichen Einfällen gedient haben.

An ihren Bestand knüpfen sich wie überall volkstümliche Legenden, von denen eine Generalinspektor E. Rusiecky in seiner Broschüre über das Hunyader Komitat folgendes in deutscher Übersetzung schreibt:

„Nicht weit von Sarmizegethusa in der malerischsten Gegend des Komitates liegt die Gemeinde Râul de Mori mit den Ruinen der Burg „Colț“, welche einst der Familie Cădea (magyarisiert Kendeffy) gehörte.

Die Legende erzählt, daß diese Burg Eigentum der schönen Jungfrau Helene Cădea gewesen sei. Es waren dazumal schwere Zeiten. Unsere Ahnen waren von den Tataren bedrängt.

Die Rumänen hatten schwere Kämpfe mit ihnen, bis es ihnen gelang, sie über die Grenze zu werfen. Als sich die Tataren zurückzogen, schleppten sie viele Gefangene mit sich, worunter sich auch Helenens Bräutigam befand, ohne daß jemand von seiner Gefangennahme etwas wußte.



Helene indessen in ständiger Erwartung, saß oft auf der Mauer der Burg und spähte in die Ferne, woher sie ihren Bräutigam zu erwarten hoffte. So vom Kummer gequält, schlief sie einmal ein und es erschien ihr im Traum ihr Bräutigam, der ihr sagte, daß er nur dann aus der Tyrannei befreit werde, wenn sie soviel Geld gespart hätte, daß es bis zu ihm reiche. Derselbe Traum wiederholte sich ihr dreimal, so daß Helene sich entschloß, so lange Tag und Nacht zu arbeiten, bis sie das nötige Geld zusammen hätte, um ihren Geliebten zu befreien.

Und Helene begann zu spinnen und spann mit großem Eifer Tag und Nacht. Je größer das Garn wurde, desto mehr wurde sie zur Arbeit angespornt. So spann sie wieder einmal an einem sternbesäten, mond hellen Abend bis nach Mitternacht. Wie war Helene verwundert, als sie das Garn, das sie nach Mitternacht gesponnen hatte, in reinem Golde erstrahlen sah. So spann sie viele Nächte hindurch, bis ihr einmal gegen Morgen jemand die surrende Spindel aus der Hand nahm. Es war Helenens Bräutigam, welcher im Momente als der goldene Faden so lang war, daß er bis zu ihm reichte, sich von seiner Kette freimachen und in die Arme seiner geliebten Helene zurückkehren konnte.“

(Das Hatzeger Land, Gavril Todica.) So weit die diesbezüglichen Schilderungen E. Rusieckys.

Gegenüber von Malomviz, am linken Ufer des Râul Mare, befindet sich der Ort Clopotiva, der einstige Stammsitz der im Hunyader Komitat bekannten Familie Pogány.

Und so ließe sich noch manche Sage, manches Geschichtchen und mancher Abschnitt interessanter Weltgeschichte dieses herrlichen, bis vor wenigen Jahren noch jungfräulichen Stückes Erde berichten, doch Kultur, Fortschritt der Technik, Industrie und Bergbau rissen auch hier alle Hindernisse nieder, drangen unentwegt in das Innere dieser einst so stolz und abwehrend, ja dräuend sich erhebenden Fels- und Waldwildnisse vor. Seit Nutzbarmachung der reichen Kohlenlager bei Petroşeni im Jahre 1869, führt ein überaus kunstvoll angelegter Schienenstrang mit zahlreichen Brücken, Viadukten und 8 Tunnels in Steigungen von 1 : 250 mit 66 größeren oder kleineren Kurven bergan.

Von der Station Crivadia begleiten pittoreske Kalkformationen, Steilstürze und Wasserfälle das pustend bergan steigende Dampfroß. Hier zwischen Crivadia und Baniţa genießt der Reisende den herrlichsten Ausblick. Ein altrömischer Wartturm aus mächtigen Quadern dräut, von phantastischen Felsgebilden um-



schlossen, über den gähnenden Abgrund mächtiger Felsstürze hinweg und gemahnt, daß auch hier das weltbeherrschende Rom den Engpaß sperrte. Bei Banița ist die Wasserscheide erreicht und von da an fällt das Gelände zwischen eng aneinander schließenden Kalkwänden gegen Petroșeni ab. Beim Austritt aus dem langen Tunnel gähnt links, einem mächtigen Schlunde gleich, die Knochenhöhle „Cetatea Bolii“ dem Beschauer entgegen. Auch hier stand auf steiler Felsenkuppe einst ein römischer Beobachtungsturm, dessen mächtige Quadern leider für den Tunnelbau nutzbar gemacht wurden. Nun öffnet sich das Gelände immer mehr und mehr, bis bei Iscroni die beiden Schilflüsse, einer von Ost, vom mächtigen, 2529 m hohen Parângu, einer von West kommend, sich vereinigen, um dann gemeinsam den von steilen Wänden in überaus überwältigenden Felsgebilden umschlossenen Surducpaß zu durchbrechen und der Donau zuzueilen. Ehe er aber die alte Grenze verläßt, erinnert noch ein Denkmal an den tapferen „Nikolaus Kendeffy“, der hier im Jahre 1445 in heißem Kampfe gegen die Türken fiel. Der sogenannte rumänische Schiel umfaßt nun von Süd und Südwest her das mächtige Felsmassiv des Retezat und gewährt mit seiner ausgezeichneten Autostraße ein immer leichteres Vordringen in das Herz der bisher gänzlich unwegsamen Gebirgswildnis. Vor 50 Jahren noch von Hirten und Viehzucht treibenden Bergbewohnern und leidenschaftlichen Bergjägern bewohnt, schließt sich jetzt hier eine Bergwerkstadt an die andere an und trägt Kultur und Fortschritt immer tiefer und tiefer in das Herz dieser herrlichen Bergwelt hinein.

Wie im Westen und Osten, so hat auch die auf Veranlassung der Hofjagdleitung durch Pioniere hergestellte Autostraße in jüngster Zeit im West-Nordwest die freie Bahn in das Innere der Gebirgswildnis erschlossen und damit der Touristik und den Naturwissenschaftlern neue Wege in die Geheimnisse dieses Gebirgsmassivs eröffnet. Von allen Seiten dringen nun der rastlose Mensch mit der Bergmannspicke und dem Beil des Holzfällers und der Hirte mit seinen Waldbränden in das Innere dieser hehren Alpenwelt ein. Alles strebt darnach, die Herrlichkeit dieser bis noch unentweihten Natur dem rastlosen Drängen des Menscheingesistes zu unterwerfen und dienstbar zu machen.



Bange Sorge erfaßt mich alten Jägersmann für die ferne Zukunft. Ich kann den Gedanken nicht erfassen, daß einst auch diese schöne und erhabene Bergwelt ihrer uralten, wildverfilzten Wälder und weiten Latschenfelder beraubt werden soll.

Traurig die Zeit, wo auch hier in schonungsloser Hast rodend die Axt durch die Wälder fährt und damit die Freizügigkeit seiner Lebewesen beschränkt.

Ich kann mir diese herrlichen Wälder, diese Felsen und Berge nicht ohne den rastlosen Wolf, die buntgefleckte Luchskatze, das hauende Schwein, den stolzen Hirsch und den reckenhaften uralten Bären denken. Sie sind Leben und Urwaldpoesie, sie sind die Edelsteine dieser herrlichen Karpathenwälder.

Möge ein gütiges Geschick viele Generationen lang über diesen Hochkämmen walten, auf daß lange noch der goldbrüstige Bartfalk im blauen Äthermeere seine gewaltigen Kreise zieht und der kühne Aar beutelustig vom scharfen Felsengrat aus in die weiten Lande späht.

Das walte Gott!





## Inhaltsverzeichnis

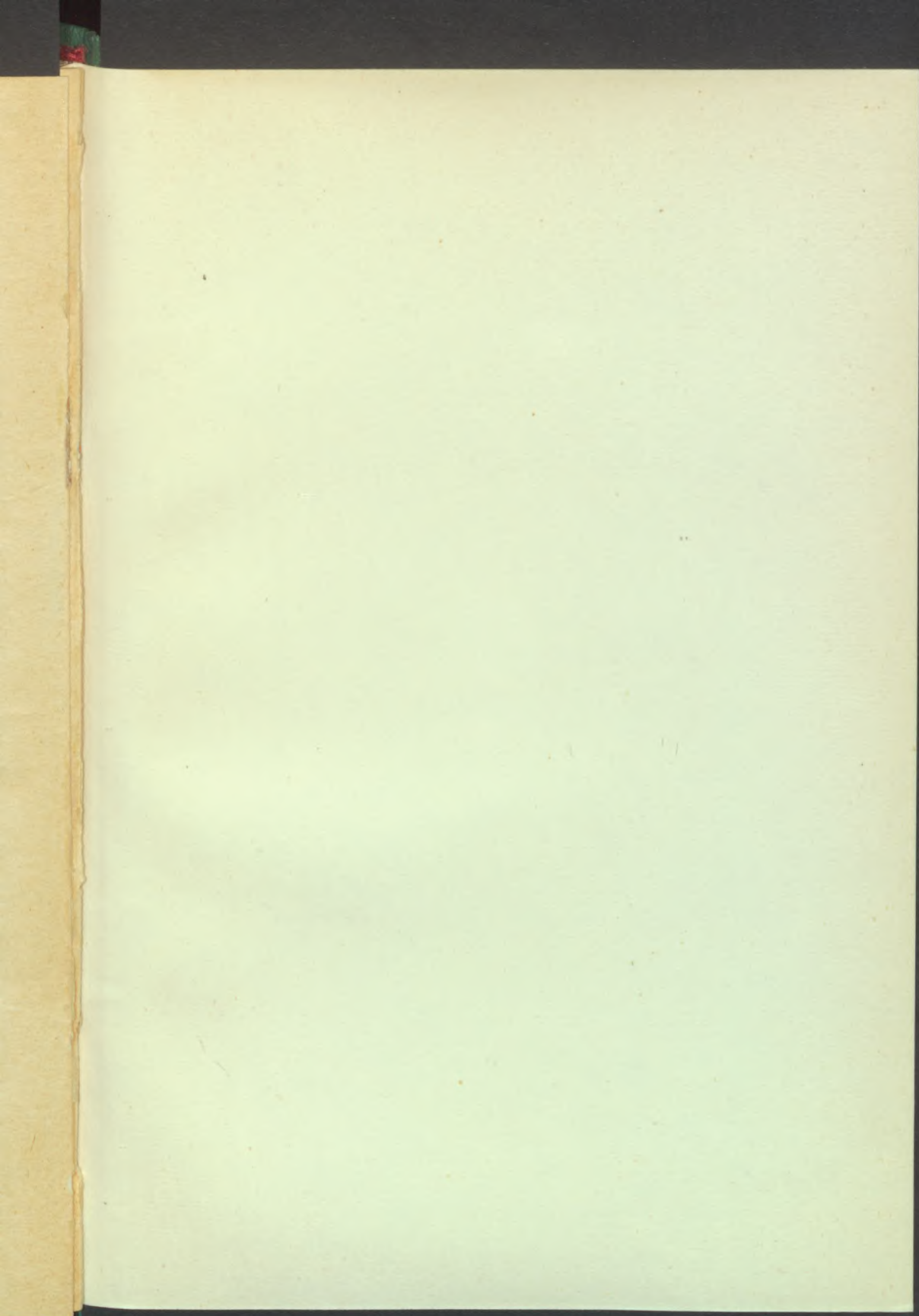
Einleitung und Allgemeines . . . . .	5
Geologische Zusammensetzung . . . . .	8
Pflanzenleben . . . . .	10
Insektenwelt . . . . .	12
Fischerei . . . . .	17
<b>Tier- und Vogelleben:</b>	
Mufflonwild . . . . .	20
Rotwild . . . . .	21
Rehstand . . . . .	22
Gemse . . . . .	23
Wetterempfindlichkeit unseres Hochwildes und insbesondere über jene der Gemse . . . . .	29
Bär . . . . .	33
Wildschwein . . . . .	44
Wolf . . . . .	46
Luchs . . . . .	47
Mönchs- oder Kuttengeier und Weißkopf- oder Gänsegeier . . . . .	49
Steinadler . . . . .	52
Seeadler . . . . .	54
Bart- oder Lämmergeier . . . . .	55
<b>Strychnin als unwürdiges Vernichtungsmittel . . . . .</b>	61
<b>Adam Buda de Galați und Ilia . . . . .</b>	74
<b>Ch. G. Danford . . . . .</b>	76
<b>Geschichte des Hunyader Komitates:</b>	
Die Urzeit . . . . .	79
Die dakische Zeit . . . . .	82
Die Römerzeit . . . . .	83
Die Völkerwanderungszeit . . . . .	87
<b>Der Adel des Hatager Beckens:</b>	
Die Hunyadis . . . . .	93
Die Familie Kendeffy . . . . .	95
Die Familie Mara von Felsőszálláspatak . . . . .	96
Die Familie Nalácz de Nalácz . . . . .	97
Die Familie Nopcsa von Felsőszilvás . . . . .	97
Die Familie Puy de Puj . . . . .	98
Die Familie Thoroczky . . . . .	99
Die Familie Tornya von Toronyfalva und Toronyállja . . . . .	99
<b>Die Jagd einst und jetzt . . . . .</b>	100



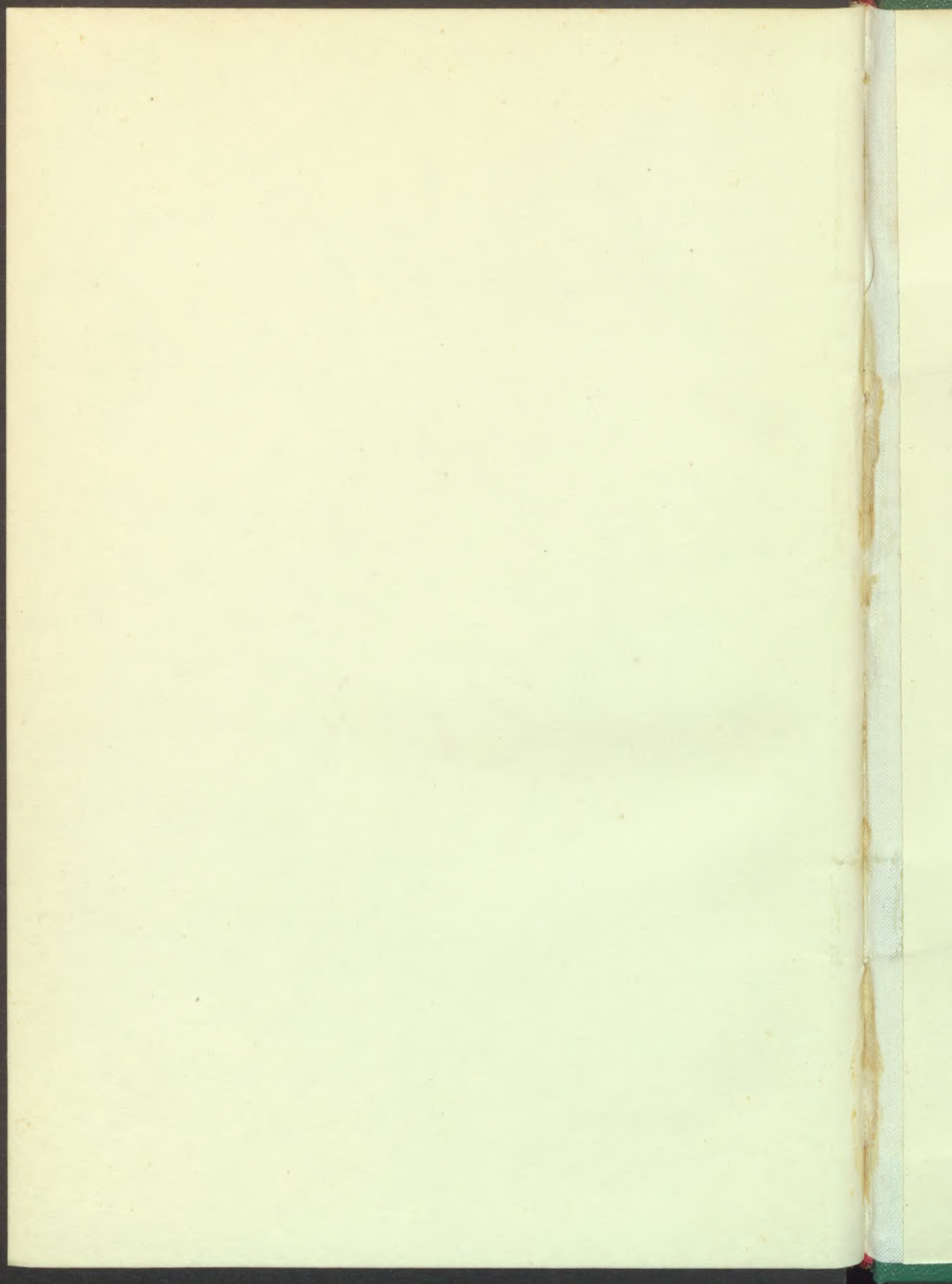


Átadva O. Sz. K.-nek  
35.568-1940. IV. számú  
V. K. M. rend. alapján.











U 6 NOV 1967



